



Leseprobe

George Eliot
Middlemarch

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,95 €



Seiten: 1216

Erscheinungstermin: 28. März 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

George Eliots virtuos komponierter Roman »Middlemarch« ist ein Meisterwerk realistischer Literatur: Mit ungeheurer erzählerischer Finesse entwirft er ein ebenso getreues wie dichtes Gesellschafts- und Sittenporträt der englischen Provinz Ende des 19. Jahrhunderts. Dabei gelingt es Eliot auf spielerisch leichte und geradezu verblüffende Weise, ihren zahlreichen Haupt- und Nebenfiguren Leben einzuhauchen und den zeittypischen Kampf um Selbstbestimmung und soziale Teilhabe hautnah erfahrbar zu machen. Die stoffliche und stilistische Vielfalt von Eliots 1871/72 erschienenem Monumentalroman faszinieren bis heute.

Autor

George Eliot

George Eliot wurde 1819 als Mary Ann Evans in Arbury Farm/Warwickshire geboren. Bis zum Tod ihres Vaters 1849 führte sie dessen Haushalt, danach zog sie nach London und begann dort für die »Westminster Review« zu schreiben. Ihren ersten Roman »Adam Bede« veröffentlichte sie 1858 – mit großem Erfolg – unter männlichem Pseudonym. Mehr als zwanzig Jahre lang lebte sie mit dem Kritiker G. H. Lewes in wilder Ehe zusammen, was ihr weitgehende gesellschaftliche Ächtung eintrug. 1880 starb sie in London. George Eliot gilt als eine der bedeutendsten Vertreterinnen des psychologisch-sozialen Romans.

George Eliot
Middlemarch

George Eliot
Middlemarch

Roman

Aus dem Englischen und mit Anmerkungen von
Irmgard Nickel

Anaconda

Titel der englischen Originalausgabe:
Middlemarch. A Study of Provincial Life (Edinburgh 1871/72)

Die vorliegende Übersetzung erschien erstmals 1979
als Band 381/382 der Sammlung Dieterich, Leipzig, mit einem
Nachwort von Klaus Udo Szudra. (Sammlung Dieterich
ist eine Marke der Aufbau Verlage GmbH & Co. KG.)



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind
im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
© dieser Ausgabe 2022 by Anaconda Verlag, einem Unternehmen
der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

© Aufbau Verlage GmbH & Co. KG, Berlin 1979, 2008
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagmotiv: Julius Hübner (1806–1882), »Pauline Charlotte Hübner«
(1829), © bpk / Nationalgalerie, SMB / Jörg P. Anders

Umschlaggestaltung: www.katjaholst.de

Satz und Layout: Silvia Langhoff, Köln

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-7306-1096-1

www.anacondaverlag.de

Präludium

Wer von denen, die daran interessiert sind, sich mit der Geschichte des Menschen vertraut zu machen und zu erkunden, wie diese geheimnisvolle Mischung sich bei den vielfältigen Experimenten der Zeit verhält, hätte sich nicht, sei es auch nur kurz, mit dem Leben der heiligen Theresia beschäftigt, hätte nicht gerührt gelächelt bei dem Gedanken an das kleine Mädchen, das eines Morgens mit dem noch kleineren Bruder Hand in Hand auszog, um im Mohrenland das Märtyrertum zu suchen? Aus dem trutzigen Avila trippelten sie auf unsicheren Beinchen fort, die Augen weit aufgerissen, hilflos wie zwei Rehkitzen, doch mit menschlich fühlenden Herzen, die bereits für eine nationale Idee schlugen, bis schließlich die heimische Wirklichkeit in Gestalt von Oheimen sie einholte und an der Ausführung ihres großen Vorsatzes hinderte. Diese kindliche Pilgerfahrt war für Theresia ein angemessener Beginn, denn ihre leidenschaftliche, edle Natur beehrte nach einem kämpferischen Leben. Was bedeuteten ihr schon vielbändige Ritterromane und die gesellschaftlichen Erfolge eines glänzend begabten jungen Mädchens? Nur allzurasch verzehrte ihre Flamme diesen leichten Brennstoff und lechzte, von innen genährt, nach grenzenloser Befriedigung, nach einem Ziel, dessen Verfolgung kein Erlahmen gestattete, das die Verzweiflung an sich selbst durch das beglückende Wissen um ein Dasein jenseits der Grenzen des Ichs beschwichtigen würde. Das Epos ihres Lebens fand sie in der Neugestaltung eines geistlichen Ordens.

Jene Spanierin, die vor dreihundert Jahren lebte, war gewiß nicht die letzte ihrer Art. Viele Theresen wurden seither geboren, die kein heldisches Dasein fanden, in dem sie ständig eine weithin wirkende Tätigkeit entfalten konnten, vielleicht nur ein Dasein voller Irrtümer, entsprossen dem unglücklichen Zusammentreffen einer gewissen geistigen Größe und beschränkter Möglichkeiten, vielleicht ein tragisches Versagen, das von keinem heiligen Dichter besungen wurde und unbeweint in Vergessenheit geriet. Von verschwommenen Vorstellungen erfüllt, suchten sie unter schwierigen Umständen ihr Denken und Handeln in edle Übereinstimmung zu bringen; doch schließlich sahen gewöhnliche Augen in ihrem Ringen bloße Inkonsequenz und Formlosigkeit, denn diesen nachgeborenen Theresen standen kein für die menschliche Gesellschaft verbindlicher Glaube und kein religiöser Orden bei, die der glühend bereiten Seele die Erfahrung hätten ersetzen können. Ihr inbrünstiges Sehnen schwankte zwischen einem unbestimmten Ideal und dem einfachen Verlangen nach erfüllter Weiblichkeit, und so verwarf man das eine als Überspanntheit und das andere als sündhafte Verirrung.

Manche hatten erkannt, daß dieses blinde Umhertappen die Folge der hinderlichen Unentschiedenheit ist, mit der die göttliche Macht die Natur der Frau ausgestattet hat. Gäbe es eine so genaue Richtlinie für die weibliche Unfähigkeit wie für die Unfähigkeit, weiter als bis drei zu zählen, so ließe sich das Los der Frauen in der Gesellschaft mit wissenschaftlicher Genauigkeit bestimmen. Indessen bleibt ihre Unentschiedenheit, und die Grenzen ihrer Spielarten sind tatsächlich viel weiter gesteckt, als man aus der Gleichförmigkeit der weiblichen Haartracht und der begehrtesten Liebesgeschichten in Prosa und Versen schließen würde. Hier und da wächst ein junger Schwan unter den Entlein auf dem trüben Teich unruhig heran und findet nie den le-

bendigen Strom, auf dem er in Gesellschaft seiner ruderfüßigen Artgenossen dahinziehen kann. Hier und da wird eine heilige Theresia geboren, die kein großes Werk vollbrachte, deren liebeerfüllte Herzschläge und deren Seufzen nach einer unerreichten Tugend gegen unüberwindliche Hindernisse stoßen, anstatt sich in einer dauerhaften Tat zu verwirklichen.

ERSTES BUCH

Miss Brooke

Miss Brooke war von jener Schönheit, die durch schlichte Kleidung nur um so mehr zur Geltung zu kommen scheint. Ihre Hände und Handgelenke waren so zart geformt, daß sie schmucklose Ärmel tragen konnte gleich der Heiligen Jungfrau, wenn sie sich italienischen Malern zeigte, und ihr Profil wie auch Gestalt und Gebaren schienen durch die einfachen Gewänder nur noch an Hoheit zu gewinnen, was ihr im Vergleich mit der in der Provinz herrschenden Mode das Beeindruckende eines schönen Zitats aus der Bibel – oder aus einem unserer älteren Dichter – in einem Zeitungsartikel verlieh. Man pflegte von ihr zu sagen, sie sei bemerkenswert klug, fügte indessen stets hinzu, ihre Schwester Celia besitze mehr gesunden Menschenverstand. Doch auch Celia putzte sich kaum mehr als sie, und nur dem guten Beobachter unterschied sich ihre Kleidung von der ihrer Schwester, indem sie eine Spur Koketterie in der Anordnung zeigte; denn Miss Brookes Einfachheit in der Kleidung war verschiedenen Umständen zuzuschreiben, die größtenteils auch für ihre Schwester zutrafen. Der Stolz, von vornehmerem Stande zu sein, hatte etwas damit zu tun. Die Familie der Brookes war zwar nicht gerade von Adel, doch zweifellos ›gut‹, denn wenn man sie einige Generationen zurückverfolgte, so fand man keinen Vorfahren, der mit der Elle hantiert oder Pakete verschnürt hatte – überhaupt nichts Geringeres als einen Admiral oder einen Geistlichen. Es ließ sich sogar ein puritanischer Edelmann feststellen, der unter Cromwell gedient, sich später aber

der Staatskirche unterworfen und es zuwege gebracht hatte, aus allen politischen Wirren als Eigentümer eines ansehnlichen Familienbesitzes hervorzugehen. Junge Damen von solcher Herkunft, die in einem ruhigen Landhaus lebten und eine Dorfkirche besuchten, die kaum größer als ein Empfangszimmer war, sahen in modischem Putz naturgemäß nur den Ehrgeiz von Krämerstöchtern. Ferner gehörte bei ihnen eine musterhafte Sparsamkeit zum guten Ton, die sich in jenen Tagen vor allem in der Beschränkung der Ausgaben für Kleidung bemerkbar machte, wo doch jeder überschüssige Betrag für wichtigere Ausgaben benötigt wurde, durch die man die gesellschaftliche Stellung mehr betonen konnte. Solche Gründe hätten für schlichte Kleidung ausgereicht, ganz abgesehen von religiösen Gefühlen. Im Falle von Miss Brooke wäre jedoch die Religion ausschlaggebend gewesen, und Celia fügte sich sanftmütig allen Ansichten ihrer Schwester, erfüllte sie jedoch mit jenem gesunden Menschenverstand, der wichtige Doktrinen ohne jede überschwengliche Gemütsbewegung anzunehmen vermag. Dorothea wußte viele Abschnitte aus Pascals ›Pensées‹ und aus Jeremy Taylor auswendig, und die Geschicke der Menschheit, im Lichte des Christentums gesehen, ließen ihr die Sorgen um die weibliche Mode als eine Beschäftigung für Tollhäslerinnen erscheinen. Sie konnte die Ängste eines Lebens im christlichen Geist mit all seinen Folgen für die Ewigkeit nicht mit einem starken Interesse an Chemisettes und kunstvoll angeordneten Faltenwürfen vereinbaren. Ihr Sinn war aufs Theoretische gerichtet und verlangte seiner Natur gemäß nach einer erhabenen Vorstellung von der Welt, die das Kirchspiel Tipton und die Richtschnur für ihr eigenes Verhalten dort rückhaltlos mit einschließen könnte. Sie begeisterte sich für Größe und Erhabenheit und nahm vorschnell alles an, was dem zu entsprechen schien; wahrscheinlich würde sie ein Martyrium

suchen, widerrufen und es schließlich erleiden, wo sie es gar nicht gesucht hatte. Gewiß waren solche Züge im Charakter eines heiratsfähigen Mädchens dazu angetan, auf sein Schicksal einzuwirken und zu verhindern, daß es sich auf herkömmliche Weise entschied: wegen guten Aussehens, aus Eitelkeit und bloßer animalischer Zuneigung. Dabei war sie, die ältere der Schwestern, noch nicht einmal zwanzig. Nach dem Tode der Eltern waren sie beide, etwa von ihrem zwölften Lebensjahr an, nach einem zugleich enggefaßten und verworrenen Plan erzogen worden, zuerst in einer englischen Familie und dann in einer Schweizer Familie in Lausanne. Ihr unverheirateter Onkel und Vormund hatte auf diese Weise versucht, die Nachteile ihres Loses als Waisen aufzuwiegen.

Vor kaum einem Jahr waren sie nach Tipton Grange gekommen, um bei ihrem Onkel zu leben, einem fast sechzigjährigen Mann von verträglichem Charakter, den mannigfaltigsten Ansichten und unsicherer Wahlstimme. In jüngeren Jahren war er viel gereist und wurde in diesem Landstrich für einen Menschen gehalten, der eine allzu planlose Denkweise angenommen hat. Mr. Brookes Entschlüsse waren ebensoschwer vorauszusagen wie das Wetter, es ließ sich nur mit Sicherheit behaupten, daß er in wohlwollender Absicht handeln und dabei so wenig Geld wie möglich ausgeben werde. Denn selbst Gemüter von gallertartiger Unentschlossenheit enthalten einige harte Körnchen Gewohnheit, und man erzählt von einem Mann, der in allem, was ihn persönlich betraf, sehr nachlässig war, ausgenommen seine Schnupftabaksdose, die er sorgfältig und argwöhnisch vor fremdem Zugriff bewahrte.

Bei Mr. Brooke hatte die Erbanlage zu puritanischer Tatkraft keine Früchte getragen, aber bei seiner Nichte Dorothea durchglühte sie sowohl ihre Fehler als auch ihre Tugenden, verwandelte sich manchmal in Unwillen über das

Gerede ihres Onkels oder seine Art, den Dingen auf dem Gut ihren Lauf zu lassen, und ließ sie um so sehnlicher dem Zeitpunkt entgegensehen, an dem sie volljährig würde und über einiges Geld für edelmütige Pläne verfügen könnte. Sie galt für eine reiche Erbin, denn die Schwestern hatten jede nicht nur siebenhundert Pfund im Jahr aus dem elterlichen Vermögen, sondern wenn Dorothea heiratete und einen Sohn bekäme, würde dieser Sohn Mr. Brookes Gut erben, das schätzungsweise etwa dreitausend Pfund jährlich einbrachte, einen Ertrag, der von den Familien in der Provinz als Reichtum angesehen wurde, jenen, die immer noch über Mr. Peels kürzliches Verhalten hinsichtlich der Katholischen Frage sprachen und nichts von künftigen Goldfeldern ahnten und von jener prachtliebenden Plutokratie, die die Bedürfnisse des standesgemäßen Lebens zu solcher Glanzentfaltung steigerten.

Und warum sollte Dorothea nicht heiraten? – ein so schönes Mädchen mit solchen Aussichten! Nichts konnte dem im Wege stehen als ihre Neigung zu Extremen und ihr beharrliches Streben, das Leben nach Vorstellungen zu gestalten, die einen vorsichtigen Mann veranlassen könnten zu zögern, ihr einen Antrag zu machen, oder die schließlich sogar dazu führen könnten, daß sie alle Anträge ausschlug. Eine junge Dame aus guter Familie und mit einigem Vermögen, die plötzlich auf dem Steinboden neben einem kranken Arbeiter niederkniete und inbrünstig betete, als glaube sie, noch zur Zeit der Apostel zu leben, die den wunderlichen Einfall hatte, wie eine Papistin zu fasten, und die nachts aufsaß, um alte theologische Bücher zu lesen! Eine solche Frau könnte einen an einem schönen Morgen mit einem neuen Plan für die Verwendung ihrer Einkünfte wecken, der sich auf die Volkswirtschaft und das Halten von Reitpferden störend auswirken würde. Ein Mann würde es sich natürlich zweimal überlegen, ob er

das Wagnis einer solchen Verbindung eingehen will. Von Frauen erwartete man keine ausgeprägte Meinung; der beste Schutz für Gesellschaft und Familienleben war es jedoch, daß Meinungen nicht in die Tat umgesetzt wurden. Vernünftige Leute machten dasselbe wie ihre Nachbarn, so daß man, falls Verrückte frei umherlaufen sollten, sie erkennen und ihnen ausweichen konnte.

Die Landbevölkerung – sogar einschließlich der Kätner – gab in ihrer Meinung über die neu zugezogenen jungen Damen im allgemeinen Celia den Vorzug, da sie so liebenswürdig sei und so unschuldig aussehe, während Miss Brookes große Augen und auch ihre Frömmigkeit allzu ungewöhnlich und verwirrend wirkten. Arme Dorothea! Im Vergleich zu ihr war die unschuldig aussehende Celia wisend und weltklug, um so vieles feiner ist eine menschliche Seele als das äußere Gewebe, das für sie eine Art Wappenzeichen oder Zifferblatt darstellt.

Doch wer mit Dorothea näher bekannt wurde, fand, obwohl durch das beunruhigende Gerede gegen sie voreingenommen, daß sie eine Anmut besaß, die sich auf unerklärliche Weise damit vereinbaren ließ. Die meisten Männer fanden sie bezaubernd, wenn sie zu Pferde saß. Sie liebte frische Luft und die Vielfalt der Landschaft, und wenn ihre Augen von den mannigfaltigen Empfindungen der Freude glänzten und die Wangen glühten, glich sie sehr wenig einer Frömmlerin. Reiten gewährte ihr eine Befriedigung, die sie sich trotz aller Gewissensbisse gestattete; sie fühlte, daß sie es auf eine heidnisch-sinnliche Art genoß, und hoffte immer, sie würde eines Tages darauf verzichten.

Sie war freimütig, leidenschaftlich und nicht im geringsten von sich eingenommen; es war wirklich erfreulich mit anzusehen, wie ihre Einbildungskraft ihre Schwester Celia mit Reizen schmückte, die den ihren überlegen waren, und schien ein Besucher von Stande aus einem anderen Grund

nach Tipton Grange zu kommen, als bei Mr. Brooke vorzusprechen, so schloß sie daraus, daß er in Celia verliebt sein müsse – Sir James Chettam zum Beispiel, den sie im Hinblick auf Celia beharrlich in Erwägung zog und dabei innerlich erwog, ob es für Celia gut sein würde, seinen Antrag anzunehmen. Daß man ihn für einen Bewerber um sie selbst halten könnte, wäre ihr lächerlich und abwegig erschienen. Bei all ihrem Bemühen, das wahre Leben zu ergründen, hatte Dorothea noch recht kindliche Vorstellungen von der Ehe. Sie war überzeugt davon, daß sie dem weisen Hooker ihr Jawort gegeben hätte, wäre sie zur rechten Zeit auf die Welt gekommen, um ihn vor dem unheilvollen Irrtum seiner Ehe zu bewahren, oder John Milton nach seiner Erblindung, oder irgendeinem anderen jener großen Männer, deren absonderliche Gewohnheiten zu ertragen ein Beweis gottesfürchtiger Liebe gewesen wäre; aber ein sympathischer, gutaussehender Baronet, der ›ganz recht‹ zu ihren Bemerkungen sagte, auch wenn sie damit Ungewißheit zum Ausdruck brachte – wie könnte er als Liebhaber auf sie Eindruck machen? Die wahrhaft beglückende Ehe mußte doch die sein, in der der Gatte eine Art Vater war und sie sogar Hebräisch lehren konnte, wenn sie es wünschte.

Diese Eigenheiten in Dorotheas Charakter waren die Ursache dafür, daß Mr. Brooke in den Familien der Nachbarschaft nur um so mehr getadelt wurde, weil er nicht eine Dame gesetzten Alters als Beraterin und Gesellschafterin für seine Nichten engagiert hatte. Doch ihm selbst graute es so sehr vor jener Gattung überlegener Frauen, die für eine solche Stellung in Frage kamen, daß er sich von Dorotheas Einwänden davon abbringen ließ und in diesem Fall tapfer genug war, der Welt Trotz zu bieten – das heißt Mrs. Cadwallader, der Gattin des Pfarrherrn, und der kleinen Gruppe von Landedelleuten in der Nordostecke von Loamshire, mit denen er verkehrte. So stand Miss Brooke ihres Onkels

Haushalt vor, und diese neue Würde mißfiel ihr durchaus nicht infolge der damit verbundenen Ehrerbietung.

Sir James Chettam würde heute in Tipton Grange zum Abendessen erscheinen außer einem anderen Herrn, den die Mädchen noch nie gesehen hatten und dessen Besuch Dorothea in ehrfürchtige Erwartung versetzte. Es war Ehrwürden Edward Casaubon, in der Grafschaft als ein Mann von profunder Gelehrsamkeit bekannt, von dem es hieß, er arbeite seit vielen Jahren an einem bedeutenden Werk über Religionsgeschichte, ein Mann, dessen Wohlstand seiner Frömmigkeit besonderen Glanz verlieh und der seine eigenen Ansichten hatte, über die man nach Veröffentlichung seines Buches Genaueres erfahren würde. Schon seinem Namen haftete etwas Beeindruckendes an, das sich allerdings kaum ohne eingehende Kenntnis der Geschichte der Gelehrsamkeit beurteilen ließ.

Dorothea war früh von der Kleinkinderschule, die sie im Dorf ins Leben gerufen hatte, zurückgekehrt und gerade im Begriff, in dem hübschen Wohnzimmer, das zwischen den beiden Schlafzimmern der Schwestern lag, ihren gewohnten Platz einzunehmen, um einen Plan für einige Gebäude fertig zu zeichnen (eine Arbeit, an der sie besonderes Vergnügen fand), als Celia, die ihr einen Vorschlag zu unterbreiten wünschte und sie zögernd beobachtet hatte, sagte:

»Liebste Dorothea, falls es dir nichts ausmacht – falls du nicht zu sehr beschäftigt bist –, wie wäre es, wenn wir uns heute Mamas Schmuck ansähen und unter uns aufteilten? Es ist genau sechs Monate her, seit Onkel ihn dir übergab, und du hast bisher noch nicht einen Blick darauf geworfen.«

Auf Celias Gesicht lag der Schatten eines Schmollens; ein volles Schmollen unterdrückte sie aus gewohnter Scheu vor Dorothea und aus Prinzip, zwei miteinander verknüpf-

ten Tatbeständen, die bei unvorsichtiger Berührung geheimnisvolle elektrische Funken gesprüht hätten.

Zu ihrer Erleichterung lag in Dorotheas Augen, als sie aufblickten, ein Lächeln.

»Was für ein wundervoller kleiner Kalender du bist, Celia! Ist es nun sechs Kalendermonate oder sechs Monate her?«

»Heute ist der letzte Septembertag, und es war am ersten April, als Onkel ihn dir gab. Weißt du noch, er sagte, er hätte ihn die ganze Zeit über vergessen. Ich glaube, du hast seither nie mehr daran gedacht, seit du ihn hier im Schrank eingeschlossen hast.«

»Nun, weißt du, liebes Kind, wir sollten ihn nie tragen.« Dorothea sagte das in vollkommen herzlichem Ton, halb schmeichelnd, halb erklärend. Sie hielt den Bleistift in der Hand und zeichnete winzige Nebenpläne auf den Rand ihres Blattes.

Celia errötete und blickte sehr ernst drein. »Ich halte es aber für einen Mangel an Achtung vor Mamas Andenken, wenn wir ihn weglegen und uns nicht weiter darum kümmern. Und«, fügte sie nach kurzem Zögern mit einem aus Gekränktheit aufsteigenden Schluchzen hinzu, »Halsketten sind heutzutage durchaus üblich; auch Madame Poinçon, die in manchen Dingen sogar strenger war als du, pflegte Schmuck zu tragen. Und die Christen überhaupt – sicher gibt es Frauen im Himmel, die früher Schmuck getragen haben.« Celia spürte in sich eine geistige Kraft, wenn sie sich um eine Beweisführung wirklich bemühte.

»Du würdest ihn gern tragen?« rief Dorothea aus, wobei eine Gebärde erstaunten Entdeckens ihre ganze Person mit jenem dramatischen Ausdruck beseelte, den sie gerade von jener Madame Poinçon angenommen hatte, die Schmuck zu tragen pflegte. »Natürlich nehmen wir ihn dann heraus. Warum hast du mir das nicht früher gesagt? Aber die

Schlüssel – die Schlüssel!« Sie preßte die Hände gegen die Schläfen, als verzweifle sie an ihrem Gedächtnis.

»Hier sind sie«, erwiderte Celia, die diese Aussprache bereits lange durchdacht und vorbereitet hatte.

»Dann schließe bitte die große Schublade des Schrankes auf und nimm das Schmuckkästchen heraus.«

Das Kästchen stand bald offen vor ihnen, und die verschiedenen Schmuckstücke lagen wie ein leuchtendes Blumenbeet auf dem Tisch ausgebreitet. Es waren nicht sehr viele, aber einige Stücke waren von wirklich seltener Schönheit, unter denen als erlesenste eine Halskette aus purpurroten Amethysten in herrlicher Goldfassung und ein Perlenkreuz mit fünf Brillanten sogleich ins Auge stachen. Dorothea ergriff die Kette und legte sie ihrer Schwester um den Hals, den sie fast so dicht umschloß wie ein Armband; doch das ringförmig Umschließende paßte zum Henrietta-Maria-Stil von Celias Kopf und Hals, was sie in dem gegenüberliegenden Pfeilerspiegel feststellen konnte.

»Sieh mal an, Celia! Das kannst du zu deinem Musse-linkleid tragen. Dieses Kreuz mußt du dagegen zu deinen dunklen Sachen tragen.«

Celia bemühte sich, nicht vor Freude zu lächeln. »O Dodo, das Kreuz mußt du selbst behalten.«

»Nein, nein, Liebes, nein«, widersprach Dorothea und hob dabei die Hand in einer gleichgültig abwehrenden Gebärde.

»Doch, wirklich, du mußt! Es würde dir stehen – zu deinem schwarzen Kleid«, drängte Celia. »Du *kannst* es tragen.«

»Nicht um alles in der Welt, nicht um alles in der Welt. Ein Kreuz ist das letzte, was ich als Schmuck tragen würde.« Dorothea erschauerte leicht.

»Dann wirst du mich für schlecht halten, wenn ich es trage«, meinte Celia beunruhigt.

»Nein, mein Liebes, nein«, versicherte Dorothea und streichelte ihrer Schwester die Wange. »Auch Seelen haben eine Hautfarbe, was der einen steht, steht der anderen nicht.«

»Aber vielleicht möchtest du es als Andenken an Mama behalten.«

»Nein, ich habe andere Dinge von Mama – ihr Sandelholzkästchen, das ich so liebe – viele Dinge. Wirklich, das hier gehört alles dir. Wir brauchen nicht länger darüber zu reden. Da – nimm dein Eigentum.«

Celia fühlte sich ein wenig verletzt. Es lag eine starke Überheblichkeit in dieser puritanischen Toleranz, die für das blonde Fleisch einer nicht schwärmerisch veranlagten Schwester kaum leichter zu ertragen war als puritanische Verfolgung.

»Aber wie kann ich Schmuck tragen, wenn du als ältere Schwester nie welchen tragen willst?«

»Nein, Celia, es ist zuviel verlangt, daß ich Schmuck tragen soll, um dich dazu zu ermuntern. Wenn ich eine Halskette wie diese umlegen sollte, würde mir zumute sein, als hätte ich eine Pirouette gedreht. Die ganze Welt würde sich mit mir im Kreise drehen, und ich wäre gar nicht mehr imstande zu laufen.«

Celia hatte die Kette aufgehakt und abgenommen. »Sie wäre für deinen Hals etwas zu eng; etwas Herabhängendes würde besser zu dir passen«, erklärte sie mit einiger Befriedigung. Daß die Halskette, von allen Gesichtspunkten aus betrachtet, für Dorothea völlig ungeeignet war, ließ Celia sie um so freudiger in Besitz nehmen. Sie öffnete einige Kästchen mit Ringen, unter denen sich ein von Diamanten umgebener schöner Smaragd befand, als gerade in diesem Augenblick die Sonne durch die Wolken brach und einen hellen Strahl über den Tisch warf.

»Wie wunderschön diese Edelsteine sind!« rief Doro-

thea, durchströmt von einem neuen Gefühl, so unerwartet wie der Strahl. »Es ist seltsam, wie tief Farben in uns einzudringen scheinen – wie Wohlgeruch. Das ist vermutlich der Grund, weshalb Edelsteine in der Offenbarung Johannis als geistige Sinnbilder gebraucht werden. Sie wirken wie Stücke vom Himmel. Dieser Smaragd scheint mir der schönste von allen.«

»Und hier ist ein dazu passendes Armband«, stellte erfreut Celia fest. »Wir haben es zuerst gar nicht bemerkt.«

»Sie sind wundervoll«, meinte Dorothea, streifte den Ring auf ihren feingliedrigen Finger und das Armband über das zarte Handgelenk und hielt die Hand in Augenhöhe gegen das Fenster. Währenddessen suchte sie in Gedanken ihre Freude an den Farben zu rechtfertigen, indem sie letztere mit ihrer mystischen religiösen Hochstimmung verschmolz.

»Diese würden dir also gefallen, Dorothea?« fragte Celia etwas zögernd; sie begann verwundert festzustellen, daß ihre Schwester eine gewisse Schwäche verriet, und meinte auch, daß Smaragde zu ihrer eigenen Hautfarbe sogar noch besser passen würden als purpurfarbene Amethyste. »Du mußt den Ring und das Armband behalten – wenigstens die. Aber sieh mal, diese Achate sind sehr hübsch – und unauffällig.«

»Ja, ich werde sie behalten – diesen Ring und das Armband«, erklärte Dorothea. Dann ließ sie ihre Hand auf den Tisch sinken und fuhr in einem anderen Ton fort: »Doch was für unglückliche Menschen finden solche Steine, bearbeiten sie und verkaufen sie!« Wieder hielt sie inne, und Celia dachte, ihre Schwester würde nun doch auf den Schmuck verzichten, wie sie es folgerichtig tun müßte.

»Ja, ich werde sie behalten«, wiederholte Dorothea entschieden. »Doch nun räum alles übrige weg, auch das Kästchen.«

Sie nahm ihren Bleistift auf, ohne den Schmuck abzulegen, den sie immer noch betrachtete. Sie dachte daran, daß sie ihn nun bei sich haben könne, um ihre Augen an diesen kleinen Fontänen reiner Farben zu weiden.

»Wirst du sie bei Gesellschaften tragen?« fragte Celia, die mit echter Neugier wartete, was sie tun würde.

Dorothea warf ihrer Schwester einen raschen Blick zu. Durch das verklärende Licht, in dem sie in ihrer Phantasie alle diejenigen sah, die sie liebte, blitzte dann und wann eine scharfsichtige Einsicht, die nicht ohne versengende Wirkung war. Wenn Dorothea Brooke je zu einer vollkommenen Sanftmut gelangen sollte, so geschähe das nicht aus Mangel an innerem Feuer.

»Vielleicht«, erwiderte sie ziemlich hochmütig. »Ich kann nicht voraussagen, wie tief ich noch einmal sinken werde.«

Celia errötete und fühlte sich unglücklich; sie sah, daß sie ihre Schwester verletzt hatte, und wagte nicht einmal, etwas Nettes hinsichtlich der Überlassung des Schmuckes zu sagen, den sie wieder in die Kasette legte und wegtrug. Auch Dorothea war unglücklich, als sie mit dem Zeichnen der Pläne fortfuhr, denn sie begann an der Aufrichtigkeit ihrer eigenen Gefühle und Worte in der Szene, die mit diesem kleinen Zornesausbruch geendet hatte, zu zweifeln.

Celias Gewissen sagte ihr, daß sie durchaus nicht im Unrecht gewesen war; es war ganz natürlich und billig, daß sie jene Frage gestellt hatte, und sie dachte nochmals, daß Dorothea inkonsequent sei. Entweder hätte sie ihren vollen Anteil an dem Schmuck nehmen sollen, oder sie hätte, nach dem, was sie gesagt hatte, ganz und gar darauf verzichten müssen.

»Ich bin dessen gewiß – ich glaube es wenigstens zuversichtlich, daß es mich bei meinen Gebeten nicht stören wird, wenn ich eine Kette trage«, überlegte Celia. »Und ich

sehe nicht ein, daß ich jetzt, wo wir anfangen, Gesellschaften zu besuchen, mich nach Dorotheas Anschauungen richten sollte, wenn auch sie selbst natürlich danach handeln müßte. Aber Dorothea ist nicht immer konsequent.«

So Celia, stumm über ihre Gobelinstickerei gebeugt, bis sie hörte, daß ihre Schwester sie rief.

»Komm doch einmal her, Kätzchen, und sieh dir meinen Plan an! Ich würde mir noch einbilden, eine große Architektin zu sein, wenn ich nicht unmögliche Treppen und Kamine eingezeichnet hätte.«

Als Celia sich über das Blatt beugte, schmiegte Dorothea zärtlich ihre Wange an den Arm ihrer Schwester. Celia verstand die Gebärde. Dorothea sah ein, daß sie im Unrecht gewesen war, und Celia verzieh ihr. Solange sie zurückdenken konnten, hatte in Celias Verhältnis zu ihrer Schwester eine Mischung von Kritik und ehrfürchtiger Scheu gelegen. Die Jüngere hatte stets ein Joch getragen; aber gibt es ein unterjochtes Geschöpf, das nicht seine eigenen Ansichten hätte?

2

»Sir Humphry Davy?« fragte Mr. Brooke bei der Suppe in seiner behaglich lächelnden Art, indem er Sir James Chettams Bemerkung aufgriff, daß er sich gerade mit Davys Agrikulturchemie beschäftige. »Nun, also Sir Humphry Davy, ich habe mit ihm vor Jahren bei Cartwright gespeist. Wordsworth war auch dabei – der Dichter Wordsworth, wissen Sie. Nun, das war sonderbar. Ich hatte zur gleichen Zeit wie Wordsworth in Cambridge studiert und bin ihm nie begegnet – und zwanzig Jahre später esse ich mit ihm bei Cartwright. Es gibt schon komische Sachen. Also Davy war da, er war auch ein Dichter. Ich möchte vielmehr sagen: Words-

worth war Dichter Nummer eins, und Davy war Dichter Nummer zwei. Das traf in jeder Beziehung zu, wissen Sie.«

Dorothea fühlte sich noch unbehaglicher als gewöhnlich. Da man sich erst zu Tisch gesetzt hatte, die Gesellschaft klein war und Stille im Zimmer herrschte, waren diese Gedankensplitter eines Friedensrichters nur allzu unüberhörbar. Sie fragte sich, wie ein Mann wie Mr. Casaubon solche nichtssagenden Reden ertragen würde. Sein Benehmen erschien ihr sehr würdevoll; der Schnitt seines eisengrauen Haars und die tiefen Augenhöhlen erinnerten an das Bildnis Lockes. Er hatte die einem Gelehrten wohl anstehende magere Gestalt und bleiche Gesichtsfarbe und war so verschieden wie nur irgend möglich von dem rosigen, rotbärtigen Typ des Engländers, den Sir James Chettam verkörperte.

»Ich lese gerade die Agrikulturchemie«, erklärte dieser vortreffliche Baronet, »weil ich eines der Pachtgüter selbst übernehmen und sehen will, ob sich etwas erreichen läßt, indem ich meinen Pächtern ein gutes Beispiel in der Bewirtschaftung gebe. Billigen Sie das, Miss Brooke?«

»Ein großer Fehler, Chettam, Ihr Land zu elektrifizieren und dergleichen und aus Ihrem Kuhstall einen Salon zu machen«, warf Mr. Brooke ein. »Das führt zu nichts. Ich habe mich seinerzeit selbst ziemlich viel mit Naturwissenschaft abgegeben, aber ich habe eingesehen, daß es zu nichts führt. Es verleitet zu allem möglichen, man kann nichts so lassen, wie es ist. Nein, nein – passen Sie auf, daß Ihre Pächter ihr Stroh nicht verkaufen und derartiges, und geben Sie ihnen Entwässerungsziegel, wissen Sie. Aber Ihre Musterbewirtschaftung führt zu nichts – die kostspieligste Liebhaberei, die Sie sich zulegen können. Ebenso gut können Sie sich eine Meute Jagdhunde halten.«

»Es ist doch wohl besser, sein Geld dafür auszugeben, um zu ergründen, wie die Menschen soviel wie möglich

aus dem Boden herausholen können, der sie alle ernährt, als für die Haltung von Hunden und Pferden, nur um mit ihnen darüber hinzugaloppieren«, warf Dorothea ein. »Es ist keine Sünde, wenn man durch Versuche, die dem Nutzen aller dienen, mittellos wird.«

Sie sprach in entschiedenerem Ton, als man es von einer so jungen Dame erwartet hätte, doch Sir James hatte sie ja um ihre Meinung gebeten. Das pflegte er gewöhnlich zu tun, und sie hatte schon oft daran gedacht, daß sie ihn zu manch einer guten Tat anspornen könnte, wenn er ihr Schwager wäre.

Mr. Casaubon richtete die Augen merklich auf Dorothea, während sie sprach, und schien sie in neuem Licht zu sehen.

»Junge Damen verstehen nichts von Nationalökonomie, wissen Sie«, erklärte Mr. Brooke lächelnd Mr. Casaubon. »Ich kann mich noch erinnern, wie wir alle Adam Smith lasen. Das ist ein Buch! Ich nahm damals all die neuen Ideen in mich auf – die menschliche Fähigkeit zur Vervollkommnung, wissen Sie. Einige behaupten ja, die Geschichte bewegt sich in Kreisen, und diese Behauptung mag richtig sein; ich habe es selbst behauptet. Tatsächlich kann einen die menschliche Vernunft zu weit treiben – übers Ziel hinaus, wahrhaftig. Mich hat sie damals auch ziemlich weit getrieben, aber ich sah dann ein, daß es zu nichts führt. Ich zog die Zügel an, ich zog die Zügel noch rechtzeitig an. Aber nicht zu heftig. Ich hatte schon immer etwas für ein bißchen Theorie übrig. Wir benötigen das Denken, sonst landen wir wieder im finsternen Mittelalter. Doch da wir gerade von Büchern sprechen: da ist Southey's ›Spanischer Krieg‹. Ich lese es immer vormittags. Kennen Sie Southey?«

»Nein«, entgegnete Mr. Casaubon, der mit Mr. Brookes ungestümem Gedankengang nicht Schritt zu halten vermochte und nur an sein Buch dachte. »Ich habe gerade

jetzt wenig Zeit für solche Literatur. Ich habe mein Augenlicht kürzlich an alten Handschriften verdorben, deshalb brauchte ich einen Vorleser für die Abende. Aber ich bin im Hinblick auf Stimmen sehr anspruchsvoll und kann es nicht ertragen, einem schlechten Vorleser zuzuhören. Es ist in mancher Hinsicht ein Unglück, daß ich mich zu sehr von den inneren Quellen nähre, daß ich zuviel mit den Toten lebe. Mein Geist wandert gleichsam wie der Geist eines Menschen aus der Antike in der Welt umher und sucht sie innerlich so wieder aufzubauen, wie sie einstmals war, trotz Verfall und verwirrendem Wandel. Aber ich halte es für erforderlich, bezüglich meines Augenlichts äußerste Vorsicht walten zu lassen.«

Es war zum erstenmal, daß Mr. Casaubon etwas länger gesprochen hatte. Er drückte sich sehr präzise aus, als hätte man ihn aufgefordert, eine öffentliche Erklärung abzugeben, und die ausgewogene, monotone Wohlgesetztheit seiner Redeweise, die gelegentlich von einer entsprechenden Kopfbewegung begleitet wurde, wirkte durch den Gegensatz zu des guten Mr. Brooke zusammenhangloser Nachlässigkeit um so auffälliger. Dorothea dachte bei sich, Mr. Casaubon sei der interessanteste Mann, dem sie jemals begegnet war, nicht einmal ausgenommen Monsieur Liret, den waadtländischen Geistlichen, der Vorträge über die Geschichte der Waldenser gehalten hatte. Eine vergangene Welt wiederaufzubauen, zweifellos im Hinblick auf die höchsten Ziele der Wahrheit – an solch einem Werk in irgendeiner Weise teilzunehmen, mitzuwirken, und wäre es nur, indem man die Lampe hielte! Dieser erhebende Gedanke half ihr über die Verstimmung hinweg, daß man sie mit ihrer Unwissenheit auf dem Gebiet der Nationalökonomie geneckt hatte, dieser ihr nie erklärten Wissenschaft, die man wie ein Löschhütchen über all ihre Erkenntnisse stülpte.

»Aber Sie reiten doch gern, Miss Brooke«, ergriff Sir James sogleich die Gelegenheit einzuwerfen. »Ich hätte eigentlich gedacht, Sie würden auch an den Freuden der Jagd Gefallen finden. Ich wünschte, Sie würden mir gestatten, einen Braunen herüberzuschicken, damit Sie es mit ihm versuchen. Er ist als Damenpferd abgerichtet. Vorigen Sonnabend sah ich Sie auf einem Klepper, der Ihrer nicht würdig ist, über den Hügel galoppieren. Mein Reitknecht wird Ihnen täglich Corydon herüberbringen, wenn Sie nur die Zeit bestimmen wollen.«

»Danke, Sie sind sehr gütig. Aber ich beabsichtige, das Reiten ganz aufzugeben. Ich werde nicht mehr reiten«, entgegnete Dorothea, zu diesem plötzlichen Entschluß veranlaßt durch eine leichte Verärgerung darüber, daß Sir James ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen suchte, als sie diese gerade ungeteilt Mr. Casaubon zuzuwenden wünschte.

»Nein, das ist zu grausam!« widersprach Sir James in vorwurfsvollem Ton, der starke innere Beteiligung verriet. »Ihre Schwester neigt wohl zur Selbstkasteiung?« fuhr er, zu Celia gewandt, fort, die rechts von ihm saß.

»Ich glaube, ja«, bestätigte Celia, die etwas zu sagen fürchtete, was ihrer Schwester mißfallen könnte, und ganz reizend über ihrer Halskette errötete. »Sie gibt gern etwas auf.«

»Wenn das wahr wäre, Celia, würde mein Aufgeben nicht Selbstkasteiung, sondern Nachgeben einer Neigung bedeuten. Doch es können gute Gründe vorhanden sein, wenn man es vorzieht, etwas nicht zu tun, was höchst angenehm ist«, erklärte Dorothea.

Gleichzeitig redete auch Mr. Brooke, aber offensichtlich schenkte Mr. Casaubon nur Dorothea seine Aufmerksamkeit, was ihr nicht entging.

»Sehr richtig«, bestätigte Sir James. »Sie geben etwas immer aus einem hohen, edlen Motiv auf.«

»Nein, das ist nicht richtig. Das habe ich nicht von mir behauptet«, antwortete Dorothea errötend. Im Gegensatz zu Celia errötete sie selten und nur aus großer Freude oder Ärger. In diesem Augenblick war sie ärgerlich über den eigensinnigen Sir James. Warum schenkte er seine Aufmerksamkeit nicht Celia und ließ sie Mr. Casaubon zuhören? – wenn dieser gelehrte Mann nur selbst reden wollte, statt Mr. Brooke auf sich einreden zu lassen, der ihm gerade auseinandersetzte, daß die Reformation von Bedeutung sei oder auch nicht, daß er selbst durch und durch Protestant wäre, der Katholizismus aber eine Tatsache sei; und wer sich weigerte, ein Stück seines Landes für eine römisch-katholische Kapelle herzugeben, solle bedenken, daß alle Menschen des Zügels der Religion bedürften, die genaunommen nur die Furcht vor dem Jenseits sei.

»Ich habe mich früher einmal eingehend mit der Theologie beschäftigt«, sagte Mr. Brooke, als wolle er die soeben offenbarte Einsicht erklären. »Ich weiß so ziemlich über alle theologischen Schulen Bescheid. Ich habe Wilberforce in seinen besten Tagen gekannt. Kennen Sie Wilberforce?«

Mr. Casaubon verneinte.

»Nun, Wilberforce war vielleicht kein großer Denker; aber wenn ich ins Parlament gehen sollte, wozu man mir schon geraten hat, so würde ich, wie Wilberforce es tat, auf der Bank der Independenten sitzen und mich mit der Philanthropie beschäftigen.«

Mr. Casaubon verneigte sich mit der Bemerkung, das sei ein weites Feld.

»Gewiß«, erwiderte Mr. Brooke mit zufriedenerm Lächeln, »aber ich besitze Dokumente. Ich habe schon vor längerer Zeit damit begonnen, Dokumente zu sammeln. Sie müssen noch geordnet werden; doch wenn mich eine Frage beschäftigte, schrieb ich an irgend jemanden und er-

hielt Antwort. Ich kann mich auf Dokumente stützen. Wie ordnen Sie übrigens Ihre Dokumente?»

»Zum Teil in Fächern«, antwortete Mr. Casaubon mit etwas erschrockenem Eifer.

»Ach, Fächer eignen sich nicht dafür. Ich habe es mit Fächern versucht, doch in Fächern gerät alles durcheinander. Ich weiß nie, ob ein Schriftstück unter A oder Z liegt.«

»Ich wünschte, du liebest mich deine Papiere für dich ordnen, Onkel«, sagte Dorothea. »Ich würde sie alle mit Buchstaben versehen und dann ein alphabetisches Verzeichnis der darin behandelten Gegenstände anlegen.«

Mr. Casaubon gab seinen Beifall durch ein würdevolles Lächeln zu erkennen und meinte zu Mr. Brooke: »Wie Sie sehen, haben Sie eine vortreffliche Sekretärin an der Hand.«

»Nein, nein«, lehnte Mr. Brooke kopfschüttelnd ab, »ich kann nicht zulassen, daß sich junge Damen mit meinen Papieren befassen. Junge Damen sind zu oberflächlich.«

Dorothea fühlte sich verletzt. Mr. Casaubon würde annehmen, ihr Onkel hätte einen besonderen Grund, solche Meinung zu äußern, während doch diese Bemerkung so gewichtlos wie ein gebrochener Insektenflügel zwischen all den anderen Fragmenten in seinem Geist gelegen und ein zufälliger Luftzug sie gerade ihr zugeweht hatte.

Als die beiden Mädchen dann allein im Salon saßen, meinte Celia: »Wie häßlich Mr. Casaubon ist!«

»Celia! Er ist eine der bemerkenswertesten Erscheinungen, denen ich je begegnet bin. Er hat eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Porträt von Locke. Er hat die gleichen tiefen Augenhöhlen.«

»Hatte Locke auch diese beiden weißen Muttermale mit Haaren darauf?«

»Schon möglich! Wenn gewisse Leute ihn sich genauer angesehen hätten!« entgegnete Dorothea und entfernte sich einige Schritte von Celia.

»Mr. Casaubon ist so bleich.«

»Um so besser. Dir gefällt vermutlich ein Mann mit der Gesichtsfarbe eines Cochon de lait.«

»Dodo!« rief Celia, ihr erstaunt hinterherblickend. »Solch einen Vergleich hörte ich dich noch nie anstellen.«

»Warum sollte ich ihn anstellen, bevor sich Gelegenheit dazu bot? Es ist ein guter Vergleich, er paßt vortrefflich.«

Dorothea Brooke war offensichtlich im Begriff, sich zu vergessen, der Ansicht war jedenfalls Celia.

»Ich wundere mich, daß du dich so ereiferst, Dorothea.«

»Es schmerzt mich, Celia, daß du menschliche Wesen begutachtest, als wären sie nur bekleidete Tiere, und daß du nicht die große Seele in eines Mannes Antlitz erkennst.«

»Besitzt Mr. Casaubon eine große Seele?« fragte Celia nicht ohne eine Spur naiver Bosheit.

»Ja, das glaube ich«, erwiderte Dorothea im Ton vollster Überzeugung. »Alles in seinem Wesen entspricht seiner Schrift über Biblische Kosmologie.«

»Er redet sehr wenig«, stellte Celia fest.

»Weil niemand da ist, mit dem er reden könnte.«

Celia dachte insgeheim: »Dorothea verachtet Sir James Chettam. Ich glaube nicht, daß sie seinen Antrag annehmen würde.« Das hielt Celia für bedauerlich. Sie hatte sich nie darin getäuscht, welcher von ihnen des Baronets Interesse galt. Manchmal war ihr allerdings der Gedanke gekommen, daß Dodo einen Mann möglicherweise nicht glücklich machen würde, der die Dinge nicht so ansähe wie sie, und im tiefsten Grunde ihres Herzens fühlte sie, daß ihre Schwester für ein Familienglück zu religiös war. Ideen und Skrupel waren wie verstreute Nadeln: ihretwegen scheute man sich aufzutreten, sich hinzusetzen oder sogar zu essen.

Als Miss Brooke am Teetisch saß, nahm Sir James neben

ihr Platz, denn er hatte ihre Art, ihm zu antworten, durchaus nicht als verletzend empfunden. Weshalb sollte er? Er hielt es für wahrscheinlich, daß Miss Brooke ihn mochte, und eine Verhaltensweise muß schon sehr auffallend sein, daß man sie nicht mehr mit zuversichtlicher oder zweifelnder Voreingenommenheit auslegt. Er fand sie ganz reizend, aber natürlich verleitete ihn seine Neigung ein wenig zu Spekulationen. Er war aus vortrefflichem menschlichem Stoff gemacht und besaß den seltenen Vorzug, sich dessen bewußt zu sein, daß er bei seinen Gaben, selbst wenn sie sich frei entfalten könnten, das Pulver nicht erfinden würde; deshalb war ihm die Aussicht auf eine Frau höchst angenehm, die er bei diesem oder jenem fragen konnte: ›Was sollen wir tun?‹, die ihrem Gatten mit vernünftigen Überlegungen auszuweichen vermochte und auch die Fähigkeit besaß, diese in die Tat umzusetzen. Was die übertriebene Frömmigkeit betraf, die man Miss Brooke anlastete, so hatte er davon nur eine ganz unbestimmte Vorstellung, worin diese bestünde, und meinte, das würde sich in der Ehe geben. Kurz, er war der Ansicht, daß er sich gerade am rechten Platz verliebt hatte, und bereit, ein gehöriges Maß an geistiger Überlegenheit in Kauf zu nehmen, die ein Mann schließlich jederzeit, wenn es ihm gefiel, zum Schweigen bringen konnte. Sir James kam aber gar nicht auf den Gedanken, die geistige Überlegenheit dieses schönen Mädchens, von dessen Klugheit er entzückt war, jemals zum Schweigen bringen zu wollen. Warum auch? Eines Mannes Geist – was davon auch vorhanden sein mag – hat immer den Vorzug, männlich zu sein – wie die kleinste Birke einer höheren Gattung angehört als die höchste Palme –, und seine Unwissenheit ist von vernünftigerer Art. Sir James mochte sich diese Meinung nicht selbst gebildet haben; doch eine gütige Vorsehung stattet auch den geistig Schwächsten mit einem bißchen Rückgrat in Form der Tradition aus.

»Ich darf doch wohl hoffen, daß Sie Ihren Entschluß wegen des Pferdes widerrufen werden, Miss Brooke«, meinte der beharrliche Verehrer. »Ich versichere Ihnen, Reiten ist der gesundeste Sport.«

»Das ist mir bekannt«, erwiderte Dorothea kühl. »Ich denke, es würde Celia gut tun – wenn sie Gefallen daran finden könnte.«

»Aber Sie sind eine so hervorragende Reiterin.«

»Verzeihung, ich habe sehr wenig Übung und könnte leicht abgeworfen werden.«

»Das ist gerade ein Grund, sich mehr Übung zu erwerben. Jede Dame sollte eine perfekte Reiterin sein, damit sie ihren Gatten begleiten kann.«

»Sehen Sie, wie weit unsere Ansichten auseinandergehen, Sir James! Ich bin zu der Überzeugung gelangt, daß ich keine perfekte Reiterin sein sollte, und würde also nie Ihrem Ideal einer Dame entsprechen.« Dorothea blickte geradeaus vor sich hin und sprach mit kalter Schroffheit, ganz mit der Miene eines hübschen Knaben – ein ergötzlicher Gegensatz zu der beflissenen Liebenswürdigkeit ihres Anbeters.

»Ich wüßte gern die Gründe für diesen grausamen Entschluß. Sie können doch unmöglich das Reiten für etwas Unrechtes halten.«

»Es ist durchaus möglich, daß ich es für mich als etwas Unrechtes ansehe.«

»Aber warum?« fragte Sir James in sanft widersprechendem Ton.

Mr. Casaubon war, die Teetasse in der Hand, an den Tisch getreten und hörte zu.

»Wir dürfen nicht zu eingehend nach Gründen forschen«, warf er in seiner gemessenen Art ein. »Miss Brooke weiß, daß sie leicht unbedeutend werden, sobald man sie ausspricht: ihr zarter Duft vermischt sich mit der schwe-

renen Luft. Wir müssen das keimende Samenkorn vor dem Licht schützen.«

Dorothea errötete vor Freude und blickte dankbar zu dem Sprecher auf. Hier war ein Mann, der Verständnis für eine höhere innerliche Lebensweise hatte und mit dem eine geistige Gemeinschaft möglich schien, ja, der sogar Prinzipien auf Grund seines reichen Wissens zu erläutern vermochte, ein Mann, dessen Gelehrsamkeit fast zum Beweis für alles wurde, was er glaubte!

Dorotheas Schlüsse mögen großherzig erscheinen, aber ohne Schlüsse von so großherziger Nachsicht, die die Ehe unter den schwierigen Verhältnissen der Zivilisation erleichterte, hätte das Leben in der Tat zu keiner Zeit weiter bestehen können. Hat jemals einer das Spinnwebgewebe vor ehelicher Bekanntschaft in seine ganze Winzigkeit zusammengepreßt?

»Gewiß«, pflichtete der gute Sir James bei, »Miss Brooke soll nicht gedrängt werden, ihre Gründe darzulegen, wenn sie darüber zu schweigen vorzieht. Ich bin sicher, daß ihre Gründe ihr nur Ehre machen würden.«

Er war nicht im mindesten wegen des Interesses eifersüchtig, mit dem Dorothea zu Mr. Casaubon aufgeblickt hatte; es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß ein Mädchen, dem er einen Heiratsantrag zu machen gedachte, einem vertrockneten Bücherwurm von fast fünfzig Jahren geneigt sein könnte, höchstens auf religiöse Weise, wie zum Beispiel einem Geistlichen von Rang.

Da sich jedoch zwischen Miss Brooke und Mr. Casaubon eine Unterhaltung über die Waldenser Geistlichkeit entsponnen hatte, wandte sich Sir James Celia zu und sprach mit ihr über ihre Schwester, erwähnte ein Haus in London und fragte, ob Dorothea etwas gegen London habe. Nicht mehr in Gegenwart ihrer Schwester, plauderte Celia ganz zwanglos, und Sir James sagte sich, die zweite

Miss Brooke sei wirklich recht angenehm und hübsch, wenn auch nicht, wie manche behaupteten, klüger und vernünftiger als ihre ältere Schwester. Er fühlte, daß er diejenige gewählt hatte, die in jeder Hinsicht die Überlegene war, und ein Mann freut sich natürlich darauf, einmal die Beste zu besitzen. Nur ein ausgemachter Heuchler von Heiratskandidat täte dies angeblich nicht.

3

Wenn es Mr. Casaubon tatsächlich in den Sinn gekommen war, an Miss Brooke als an eine zu ihm passende Lebensgefährtin zu denken, so waren die Gründe, die sie zur Annahme seines Antrages bewegen sollten, bereits im Keim in ihrer Seele vorhanden, und am Abend des nächsten Tages hatten sie schon Knospen und Blüten angesetzt; denn sie hatten am Vormittag ein langes Gespräch geführt, während Celia, die die Gesellschaft von Mr. Casaubons Muttermalen und bleicher Gesichtsfarbe nicht mochte, ins Pfarrhaus geflüchtet war, um mit den schlecht beschuhten, aber lustigen Kindern des Hilfsgeistlichen zu spielen.

Inzwischen hatte Dorothea tief in das unermeßliche Reservoir von Mr. Casaubons Seele geblickt, wo sie in unübersichtlicher labyrinthischer Ausdehnung jede Eigenschaft widergespiegelt sah, die sie selbst mitbrachte; sie hatte ihm viel von ihren eigenen Erfahrungen enthüllt und durch ihn Kenntnis vom Zweck seines großen Werkes erhalten, das ebenfalls von anziehendem labyrinthischem Ausmaß war. Denn er war so belehrend gewesen wie Miltons ›freundlicher Erzengel‹; und in einer dem Erzengel verwandten Art erzählte er ihr, wie er zu zeigen versuchen wolle (was allerdings schon vor ihm unternommen worden sei, aber nicht mit der Gründlichkeit, dem korrekten Vergleich und der

zweckmäßigen Anordnung, die Mr. Casaubon anstrebte), daß alle mythischen Systeme oder in der Welt verstreuten mythischen Fragmente Entstellungen einer ursprünglich geoffenbarten Überlieferung seien. Hatte man erst den wahren Standpunkt gewonnen und festen Fuß gefaßt, so wurde das unermeßliche Feld mythischer Auslegungen verständlich, ja sogar strahlend hell vom Widerschein der Entsprichungen. Aber diese reiche Ernte an Wahrheit einzu- bringen war kein leichtes oder schnell getanes Werk. Seine Notizen füllten bereits eine erschreckende Reihe von Bänden, doch die wichtigste Aufgabe würde es sein, diese umfangreichen, immer noch anwachsenden Ergebnisse zu ver- dichten, so daß sie, wie die frühe Lese hippokratischer Bücher, auf einem kleinen Regal Platz fänden. Als Mr. Casaubon dies Dorothea erklärte, drückte er sich fast ebenso aus, wie er es einem Kollegen gegenüber getan hätte, denn er hatte nicht zwei verschiedene Ausdrucksweisen zur Ver- fügung. Wenn er ein griechisches oder lateinisches Zitat brachte, übersetzte er es zwar gewissenhaft ins Englische, doch hätte er das wahrscheinlich in jedem Fall getan. Ein gelehrter Provinzgeistlicher hält seine Bekannten gewöhn- lich für › Lords, Ritter und ander edele und würdig Herren, so von Latein nit vil verstehn‹.

Dorothea war von dem ungeheuren Ausmaß dieses Ent- wurfs völlig gefesselt. Hier war etwas, das über die Ober- flächlichkeit der Lektüre eines Mädchenpensionats hin- ausging, hier war ein lebender Bossuet, in dessen Werk umfassende Kenntnisse sich mit tiefer Frömmigkeit ver- binden würden, hier war ein moderner Augustinus, der den Ruhm des Gelehrten und Heiligen in sich vereinte.

Die Heiligkeit schien nicht weniger ausgeprägt als die Gelehrsamkeit, denn als Dorothea das Bedürfnis ver- spürte, sich über gewisse Themen auszusprechen, über die sie sich bisher zu niemandem in Tipton hatte äußern kön-

nen, vor allem über die untergeordnete Bedeutung kirchlicher Formen und Glaubensartikel im Vergleich zu jener vergeistigten Religion, jener Selbstaufgabe in der Vereinigung mit der göttlichen Vollkommenheit, die nach ihrer Meinung in den besten christlichen Büchern weit auseinanderliegender Zeiten zum Ausdruck kam, fand sie in Mr. Casaubon einen Zuhörer, der sie sogleich verstand, sie seiner Übereinstimmung mit dieser Auffassung versichern konnte, falls sie in weiser Anpassung an die Kirche gebührend gemäßigt sei, und ihr bisher unbekanntes geschichtliche Beispiele anzuführen vermochte.

›Er denkt mit mir‹, sagte sich Dorothea, ›oder vielmehr denkt er eine ganze Welt, die von meinem eigenen Denken nur armselig widergespiegelt wird. Und auch seine Gefühle, seine ganze Erfahrung – Welch ein See, verglichen mit meinem kleinen Pfuhl!‹

Miss Brooke zog aus Worten und Stimmungen nicht weniger unbedenklich Schlüsse als andere junge Damen ihres Alters. Symptome sind kleine meßbare Dinge, aber ihrer Auslegung sind keine Grenzen gesetzt, und jedes Symptom kann bei Mädchen von gefühlvoller, feuriger Veranlagung eine Welt voller Wunder, Hoffnung, Glauben heraufbeschwören, so unermesslich wie der Himmel, der seine Farbe nur von einem Fingerhut voller Materie erhält, die in der Form von Erkenntnis über ihn verteilt ist. Sie werden nicht immer allzu arg getäuscht; denn selbst Sindbad mag durch einen Glücksfall auf eine getreue Beschreibung getroffen sein, und falsche Überlegungen führen arme Sterbliche bisweilen zu richtigen Schlüssen: weit entfernt vom richtigen Ausgangspunkt beginnend und in Schlangen- oder Zickzacklinien vorgehend, gelangen wir hin und wieder gerade dorthin, wo wir sein sollten. Wenn Miss Brooke etwas vorschnell in ihrem Vertrauen war, so ist es deshalb noch nicht gesagt, daß Mr. Casaubon dessen nicht würdig war.

Er blieb etwas länger als beabsichtigt auf leichtes Zureden von Mr. Brooke hin, der allerdings außer seinen eigenen Dokumenten über Zerstörung von Maschinen und Bränden von Kornmieten keinen Köder anzubieten hatte. Mr. Casaubon wurde in die Bibliothek gebeten, um sich die zu einem Haufen aufgestapelten Schriftstücke anzusehen, während sein Gastgeber das eine oder andere in die Hand nahm, um in sprunghafter und verworrener Art daraus vorzulesen, wobei er von einer abgebrochenen Stelle zur anderen überging mit einem »Ja, jetzt aber nun hier!«, schließlich alles beiseite schob und das Tagebuch seiner Jugendreisen auf dem Kontinent aufschlug.

»Sehen Sie hier – hier steht alles über Griechenland. Rhamnus, die Ruinen von Rhamnus – Sie sind ja ein großer Gräzist. Ich weiß nicht, ob Sie sich viel mit der Topographie beschäftigt haben. Ich habe unendlich viel Zeit auf diese Dinge verwendet – Helikon etwa. Hier steht's! –>Am nächsten Morgen brachen wir zum Parnaß auf, zum zweigipfligen Parnaß.« Dieser ganze Band ist über Griechenland, wissen Sie«, schloß Mr. Brooke, indem er mit dem Daumen diagonal über die Blattränder des Buches strich, das er ihm entgegenhielt.

Mr. Casaubon war ein würdiger, obgleich etwas melancholischer Zuhörer, verneigte sich an der richtigen Stelle und vermied es soweit wie möglich, irgend etwas Urkundliches anzusehen, ohne jedoch Geringschätzung oder Ungeduld zu zeigen, dessen eingedenk, daß diese Planlosigkeit mit den Gebräuchen des Landes zusammenhing und der Mann, der ihn auf diese anstrengende geistige Irrfahrt mitnahm, nicht nur ein liebenswürdiger Gastgeber, sondern auch Grundbesitzer und custos rotulorum war. Wurde seine Geduld auch von der Überlegung unterstützt, daß Mr. Brooke Dorotheas Onkel war?

Offensichtlich schien er immer mehr darauf bedacht,

mit ihr ins Gespräch zu kommen und sie auszuhorchen, wie Celia sich sagte; und wenn er sie ansah, erhellte oft ein Lächeln wie bleicher Wintersonnenschein sein Gesicht. Bevor er am nächsten Morgen aufbrach, hatte er während eines angenehmen Spazierganges mit Miss Brooke auf der mit Kies bestreuten Terrasse erwähnt, daß er die Einsamkeit als großen Nachteil empfinde und das Bedürfnis nach der fröhlichen Gesellschaft verspüre, mit der die Gegenwart eines jungen Menschen in die ernstesten Mühen des reifen Alters Aufheiterung und Abwechslung bringen könne. Und er brachte dies mit so wohlüberlegter Genauigkeit vor, als sei er ein Gesandter im diplomatischen Dienst, dessen Worte Folgen nach sich ziehen könnten. Allerdings pflegte Mr. Casaubon nicht anzunehmen, daß er seine Mitteilungen praktischer oder persönlicher Art zu wiederholen oder anders zu formulieren haben würde. Er hielt es für ausreichend, auf die Neigungen, über die er sich am zweiten Oktober in wohlbedachter Weise geäußert hatte, durch Erwähnung des Datums Bezug zu nehmen, wobei er sein eigenes Gedächtnis als Maßstab nahm, das wie ein Buch war, in dem ein ›vide supra‹ Wiederholungen ersetzen konnte, und nicht wie die gewöhnliche abgenutzte Schreibmappe, die einen nur daran erinnert, daß man etwas zu schreiben vergessen hat. Doch in diesem Fall würde sich Mr. Casaubons Zuversicht wahrscheinlich nicht als falsch erweisen, denn Dorothea hörte und behielt alles, was er sagte, mit dem brennenden Interesse eines frischen jungen Wesens, für das jede neue Erfahrung ein bedeutsames Ereignis ist.

Es war drei Uhr nachmittags an einem schönen luftigen Herbsttag, als Mr. Casaubon zu seiner Pfarrei in Lowick zurückfuhr, die nur fünf Meilen von Tipton entfernt lag; währenddessen eilte Dorothea in Hut und Umschlagetuch an den Büschen entlang quer durch den Park, um in kei-

ner anderen sichtbaren Gesellschaft als der Monks, des großen Bernhardiners, der die jungen Damen stets auf ihren Spaziergängen behütete, durch den angrenzenden Wald zu wandern. Vor ihr war das Traumbild eines Mädchens von einer möglichen Zukunft aufgestiegen, der sie in bebender Erwartung entgegblickte, und sie fühlte das Bedürfnis, in dieser erträumten Zukunft ohne Unterbrechung weiterzuwandern. Sie schritt in der frischen Luft lebhaft aus, ihre Wangen bekamen Farbe, und ihr Strohhut (den unsere Zeitgenossen vermutlich voller Neugier bestaunen würden wie die veraltete Form eines Korbes) hatte sich ein wenig nach hinten verschoben. Die Schilderung ihrer Erscheinung wäre unvollständig ohne die Erwähnung, daß sie ihr braunes Haar schlicht geflochten und im Nacken aufgesteckt trug, als wolle sie ihre Kopfform kühn betonen zu einer Zeit, da das allgemeine Empfinden die Dürftigkeit der Natur hinter hohen Barrikaden von Haarschleifen und Locken zu verbergen sucht, deren Kräuselung von keinem großen Volksstamm außer von den Fidschiinsulanern übertroffen wird. Das gehörte zu Miss Brookes asketischer Natur. Es lag jedoch nichts von einem asketischen Ausdruck in ihren leuchtenden großen Augen, wie sie so vor sich hin blickte und völlig unbewußt den feierlichen Glanz des Nachmittags mit seinen langen Lichtstreifen zwischen den fernen Lindenreihen, deren Schatten einander berührten, in die Intensität ihres Gefühles einströmen ließ.

Jedermann, ob jung, ob alt (das heißt, jedermann in jenen Zeiten vor der Reform Bill), hätte sie seines Interesses für würdig befunden, wenn er gewußt hätte, daß der Glanz in ihren Augen und die glühenden Wangen auf die üblichen neuerwachten Wunschbilder junger Liebe zurückzuführen waren. Die Illusionen Chloes über Strephon sind in der Dichtung genügend besungen worden, wie es

die rührende Schönheit spontanen Vertrauens verdient. Fräulein Pippin, die den jungen Pumpkin liebt und sich in endlosen Bildern eine ungetrübte Gemeinsamkeit erträumt, war ein kleines Drama, dessen unsere Väter und Mütter nie überdrüssig wurden und das man in allen erdenklichen Kostümen darbot. Wenn Pumpkin nur so gut gewachsen war, daß das Unvorteilhafte des Fracks mit kurzer Taille und spitzen Schößen dadurch ausgeglichen wurde, so hielt es jeder nicht nur für natürlich, sondern auch für erforderlich zur Vervollkommnung des weiblichen Wesens, daß ein holdes Mädchen von seiner Tugend, seinen ungewöhnlichen Fähigkeiten, vor allem aber von seiner vollkommenen Aufrichtigkeit überzeugt war. Doch vielleicht hätte keine der damals lebenden Personen – gewiß niemand aus der Umgebung von Tipton – mitfühlendes Verständnis für die Träume eines Mädchens gehabt, dessen Ansichten über die Ehe allein Ausdruck einer leidenschaftlichen Begeisterung für hohe Lebensziele waren, einer Begeisterung, die hauptsächlich vom eigenen Feuer genährt wurde und sich weder auf die Feinheiten des Trousseau noch auf das Muster des Tafelgeschirrs oder gar die Ehren und Annehmlichkeiten bezog, die es für eine blühende junge Frau gab.

Dorothea war nun der Gedanke gekommen, daß Mr. Casaubon den Wunsch hegen möge, sie zur Frau zu nehmen, und die Vorstellung von dieser Möglichkeit erfüllte sie mit einer Art ehrfürchtiger Dankbarkeit. Wie götig von ihm – ja, es war fast, als stünde ein geflügelter Bote plötzlich an ihrem Pfad und streckte ihr die Hand entgegen! Schon lange hatte sie sich bedrückt gefühlt durch die Unklarheit in ihrer Seele, die wie ein dichter sommerlicher Dunstschleier über all ihrem Sehnen nach einem wirkungsreichen Leben lag. Was konnte sie tun, was sollte sie tun? – sie, gerade erst zur Frau erblühend, aber schon mit einem

regen Gewissen und einem starken Bedürfnis nach geistiger Nahrung, das nicht durch eine Jungmädchenausbildung, vergleichbar einer Maus, die alles gedankenlos beknabbert und beurteilt, befriedigt werden kann. Wäre sie mit einiger Dummheit und Eitelkeit ausgestattet gewesen, so hätte sie vielleicht gemeint, daß eine christliche junge Dame mit Vermögen ihren Lebensinhalt darin finden sollte, im Dorf Wohltätigkeit zu üben, die niedere Geistlichkeit zu begönnern, die ›Biblischen Frauengestalten‹ zu lesen, worin die persönliche Erfahrung Saras im Alten Testament und Dorcas' im Neuen erzählt werden, und sich über ihrer Stickerei im eigenen Boudoir der Sorge um ihr Seelenheil zu widmen – im Hintergrund die in Aussicht stehende Vermählung mit einem Mann, der, falls weniger streng moralisch als sie, da er in vom religiösen Standpunkt aus unverständliche Geschäfte verwickelt war, ihres Gebets und gelegentlicher Ermahnung bedurfte. Von solchem Sichbegnügen war die arme Dorothea ausgeschlossen. Die Intensität ihrer religiösen Neigung, der Zwang, den diese auf ihr Leben ausübte, war nur eine Seite ihrer durchaus feurigen, spekulativen und mit folgerichtigem Denken ausgestatteten Natur; und solch eine Natur, die sich in den Banden einer engherzigen Lehre wand, eingezwängt in ein gesellschaftliches Leben, das ihr nur ein Labyrinth winziger Gänge, ein ummauerter Irrgarten schmaler Pfade zu sein schien, die nirgendwohin führten, mußte schließlich auf andere zugleich exaltiert wie auch widersprüchlich wirken. Was sie für das Beste hielt, wollte sie mit möglichst vollständigem Wissen verteidigen, nicht aber nach vorgeblich anerkannten Grundsätzen leben, nach denen niemand handelte. In diesen Seelenhunger verströmte sich ihre ganze jugendliche Leidenschaft. Die Verbindung, die solchen Reiz auf sie übte, würde sie aus der mädchenhaften Abhängigkeit von ihrer eigenen Un-

wissenheit erlösen und ihr die Freiheit selbsterwählter Unterwerfung unter einen Führer gewähren, der sie auf die erhabensten Pfade geleitete.

›Dann würde ich alles lernen‹, sagte sie sich, während sie rasch auf dem Reitweg durch den Wald weitereilte. ›Es wäre meine Pflicht zu lernen, damit ich ihm bei seinen großen Werken um so besser helfen könnte. In unserem Leben würde es nichts Unbedeutendes geben. Etwas Alltägliches wären für uns die höchsten Dinge. Es wäre, als hätte ich Pascal geheiratet. Ich würde die Wahrheit im gleichen Licht sehen lernen, wie große Männer sie gesehen haben. Und dann wüßte ich, was ich tun soll, wenn ich älter werde: ich würde erkennen, wie es möglich ist, ein würdiges Leben hier – jetzt – in England zu führen. Ich bin nicht sicher, wie ich jetzt Gutes tun kann, ich komme mir vor wie eine Missionarin auf dem Wege zu einem Volk, dessen Sprache ich nicht kenne – wenn es sich nicht um den Bau guter Pächterhäuser handelt –, darüber kann es keinen Zweifel geben. Oh, ich hoffe, daß ich fähig sein werde, den Leuten in Lowick gute Behausungen zu verschaffen! Ich will eine Menge Pläne zeichnen, solange ich noch Zeit dazu habe.‹

Dorothea gebot ihrer Phantasie plötzlich Einhalt und tadelte sich wegen der vermessenen Art, in der sie auf einen noch ungewissen Ausgang rechnete, doch es blieb ihr die Mühe erspart, die Richtung ihrer Gedanken ändern zu müssen, da an einer Wegbiegung ein herangaloppierender Reiter erschien. Der wohlgestriegelte Braune und zwei schöne Setter ließen keinen Zweifel daran, daß der Reiter Sir James Chettam war. Als er Dorothea erblickte, sprang er sogleich vom Pferd, und nachdem er es dem Reitknecht übergeben hatte, kam er auf sie zu mit etwas Weißem im Arm, das die beiden Setter aufgeregt anbellten.

»Wie erfreulich, Ihnen zu begegnen, Miss Brooke«, sagte er, den Hut ziehend und sein weichgewelltes Blondhaar entblößend. »So wird mir das Vergnügen, dem ich so ungeduldig entgegensah, um so früher zuteil.«

Miss Brooke war über die Störung verdrossen. Dieser lebenswürdige Baronet, in der Tat ein geeigneter Gatte für Celia, übertrieb das Bedürfnis, sich der älteren Schwester angenehm zu machen. Auch ein künftiger Schwager kann lästig sein, wenn er stets ein allzugutes Einvernehmen mit uns voraussetzt und sogar dann zustimmt, wenn man ihm widerspricht. Der Gedanke, daß er den Irrtum begehe, sich um sie selbst zu bewerben, konnte ihr gar nicht kommen; denn ihre ganze Vorstellungskraft beschäftigte sich in einer völlig anderen Richtung. Aber in diesem Augenblick war er ausgesprochen lästig, und seine Hände mit den Grübchen waren ihr geradezu widerwärtig. Die aufsteigende Gereiztheit ließ sie tief erröten, als sie seinen Gruß recht hochmütig erwiderte.

Sir James deutete das Erröten als höchst schmeichelhaft für sich und dachte, so schön habe er Miss Brooke noch nie gesehen.

»Ich habe einen kleinen Bittsteller mitgebracht«, erklärte er, »oder vielmehr, ich habe ihn mitgebracht, um zu sehen, ob er Ihren Beifall findet, bevor er seine Bitte äußert.« Er zeigte das weiße Etwas unter seinem Arm, ein winziges Malteserhündchen, eins der reizendsten Spielzeuge der Natur.

»Es ist mir schmerzlich, diese Geschöpfe zu sehen, die nur als Schoßhündchen aufgezogen werden«, entgegnete Dorothea, deren Meinung sich erst in diesem Augenblick (wie es Meinungen häufig tun) in der Hitze ihrer gereizten Stimmung gebildet hatte.

»Oh, warum denn?« fragte Sir James, während sie beide weitergingen.

»Ich glaube, all das Verhättscheln macht sie nicht glücklich. Sie sind zu hilflos, ihr Leben ist zu zerbrechlich. Ein Wiesel oder eine Maus, die sich ihren Unterhalt selbst suchen, sind interessanter. Ich stelle mir gern vor, daß die Tiere um uns herum eine der unseren ähnliche Seele haben und entweder ihren eigenen kleinen Angelegenheiten nachgehen oder unsere Gefährten sein können wie Monk hier. Geschöpfe wie jenes sind Schmarotzer.«

»Ich bin froh zu wissen, daß Sie diese Tiere nicht mögen«, meinte der gute Sir James. »Ich selbst würde mir nie eins halten, aber Damen sind diesen Malteserhündchen gewöhnlich sehr zugetan. Hier, John, nimm mir den Hund ab!«

Das abfällig beurteilte Hündchen, dessen Nase und Augen ebenso schwarz wie ausdrucksvoll waren, wurde aus dem Weg geschafft, da Miss Brooke entschieden hatte, daß es besser nicht geboren wäre. Doch sie hielt eine Erklärung für erforderlich.

»Sie dürfen von meinen Gefühlen nicht auf Celias schließen. Ich glaube, sie liebt diese kleinen Schoßhündchen. Sie hatte einmal einen winzigen Terrier, an dem sie sehr hing. Mich machte er unglücklich, weil ich fürchtete, auf ihn zu treten. Ich bin ziemlich kurzsichtig.«

»Sie haben über alles ihre eigene Meinung, Miss Brooke, und es ist stets eine gute Meinung.«

Was hätte man auf ein so törichtes Kompliment antworten können!

»Wissen Sie, ich beneide Sie darum«, fuhr Sir James fort, während sie in dem von Dorothea angeschlagenen raschen Tempo weitergingen.

»Ich verstehe nicht ganz, was Sie meinen.«

»Ihre Fähigkeit, sich eine Meinung zu bilden. Ich kann mir eine Meinung über Personen bilden. Ich weiß es, wenn ich einen Menschen mag. Aber bei anderen Dingen, wis-

sen Sie, habe ich oft Schwierigkeiten, mich zu entscheiden. Man hört sehr vernünftige Dinge von entgegengesetzten Seiten.«

»Oder scheinbar vernünftige. Vielleicht unterscheiden wir nicht immer zwischen Sinn und Unsinn.«

Dorothea fühlte, daß sie ziemlich unhöflich war.

»Sehr richtig«, erwiderte Sir James. »Aber Sie scheinen die Fähigkeit der Unterscheidung zu besitzen.«

»Im Gegenteil, ich bin oft unfähig, eine Entscheidung zu treffen. Aber das kommt von meiner Unwissenheit. Die richtige Entscheidung ist gleichwohl vorhanden, obzwar ich nicht fähig bin, sie zu erkennen.«

»Ich glaube, es gibt nur wenige, die sie schneller erkennen als Sie. Wissen Sie, Lovegood hat mir gestern erzählt, daß Sie die besten Ideen der Welt für den Bau von Pächterhäusern haben – ganz erstaunlich für eine junge Dame, meinte er. Sie hätten, um sich seines Ausdrucks zu bedienen, ein wirkliches ›genus‹. Er sagte, Sie würden wünschen, daß Mr. Brooke eine Reihe neuer Pächterhäuser baut; er schien es jedoch für wenig wahrscheinlich zu halten, daß Ihr Onkel einwilligt. Wissen Sie, das ist eins von den Dingen, die ich gern tun möchte – auf meinem eigenen Gut natürlich. Es wäre mir eine Freude, Ihre Pläne in die Tat umzusetzen, wenn Sie sie mir zeigen würden. Natürlich, es kostet Geld, deshalb ist man dagegen. Landarbeiter können nie so viel Zins zahlen, daß es sich rentiert. Aber schließlich ist es der Mühe wert.«

»Der Mühe wert, ja, wahrhaftig!« stimmte Dorothea nachdrücklich zu und vergaß ihren vorherigen leichten Verdruß. »Nach meiner Meinung verdienten wir es, mit der Peitsche aus unseren schönen Häusern vertrieben zu werden – wir alle, die wir die Pächter in solchen Schweineställen wohnen lassen, wie wir es rundherum sehen. Das Leben in den Pächterhäusern könnte glücklicher als unse-

res sein, wenn es ordentliche Häuser wären, geeignet für Menschen, von denen wir Pflichterfüllung und Zuneigung erwarten.«

»Wollen Sie mir Ihren Plan zeigen?«

»Ja, gewiß. Er ist bestimmt sehr fehlerhaft. Aber ich habe mir alle Pläne für Pächterhäuser in Londons Buch genau angesehen und herausgesucht, was mir am geeignetsten schien. Ach, welche Freude wäre es, hier herum eine Mustersiedlung zu schaffen! Ich denke, anstelle des Lazarus vor unserer Pforte sollten wir die Schweinestallbehauungen aus unseren Parkgeländen verbannen.«

Dorothea war jetzt bester Laune. Sir James als ihr Schwager würde auf seinem Gut Musterhäuser errichten, und dann würden vielleicht in Lowick einige gebaut werden, und anderswo würde man ihnen immer mehr nachzueifern – es würde sein, als schwebte der Geist Oberlins über den Kirchspielen, um das Leben der Armen zu verschönern!

Sir James sah sich alle ihre Pläne an und nahm einen mit, um sich mit Lovegood darüber zu beraten. Er nahm auch das angenehme Gefühl mit, daß er in Miss Brookes Achtung große Fortschritte erzielte. Das Malteserhündchen wurde Celia nicht zum Geschenk gemacht, eine Unterlassung, über die Dorothea, als sie später daran zurückdachte, erstaunt war; doch sie tadelte sich selbst, denn sie hatte Sir James ganz für sich in Anspruch genommen. Immerhin fühlte sie sich erleichtert, daß nun kein Hündchen vorhanden war, auf das sie treten könnte.

Celia war zugegen, als die Pläne von Sir James durchgesehen wurden, und beobachtete, wie er sich Illusionen hingab. »Er denkt, daß Dodo sich für ihn interessiert, aber sie interessiert sich nur für ihre Pläne. Doch ich bin nicht sicher, ob sie ihn abweisen würde, wenn sie annähme, daß er ihr in allem freie Hand lassen und sie alle ihre Ideen ver-

wirklichen lassen würde. Aber wie unbehaglich würde sich Sir James dabei fühlen! Ich kann Ideen nicht ausstehen.«

Es war Celias geheimes Vergnügen, sich ganz dieser Abneigung zu ergeben. Sie wagte nicht, sie ihrer Schwester unverblümt einzugestehen, denn damit würde sie sich dem Vorwurf aussetzen, daß sie allem Guten irgendwie feindlich gesonnen sei. Aber bei günstigen Gelegenheiten verstand sie es, mit ihrer negativen Einsicht Dorothea indirekt zu beeinflussen und sie aus ihrem Überschwang zu reißen, indem sie sie darauf aufmerksam machte, daß die Leute sie wohl anstarrten, ihr aber nicht zuhörten. Celia war nicht impulsiv; was sie zu sagen hatte, konnte warten und wurde von ihr stets im gleichen ruhigen Stakkato vorgebracht. Wenn jemand mit Nachdruck und Emphase sprach, beobachtete sie nur Gesicht und Mienenspiel. Es blieb ihr immer unverstänlich, wie gesittete Menschen sich dazu hergeben konnten, zu singen und den Mund in lächerlicher Weise aufzureißen, wie es für diese stimmliche Übung erforderlich war.

Es vergingen nur wenige Tage, bis Mr. Casaubon einen Morgenbesuch abstattete, bei dem er für die folgende Woche zu Abendessen und Übernachtung eingeladen wurde. So führte Dorothea drei weitere Gespräche mit ihm und war nun überzeugt, daß ihr erster Eindruck richtig gewesen war. Er entsprach ganz dem Bild, das sie sich beim erstenmal von ihm gemacht hatte; fast alles, was er sagte, war wie eine Probe aus einer Goldmine oder wie die Inschrift über dem Eingangstor eines Museums, das sich zu den Schätzen vergangener Epochen öffnen mochte; und dieses Vertrauen in seinen Geistesreichtum war um so tiefer und wirkte um so mehr auf ihre Neigung, als es nun offenbar war, daß seine Besuche ihr galten. Dieser hochgebildete Mann geruhte, an ein junges Mädchen zu denken

und sich die Mühe zu nehmen, mit ihr zu sprechen, nicht in abgeschmackten Komplimenten, sondern sich an ihr Verständnis wendend und sie zuweilen durch Berichtigung belehrend. Welch eine wunderbare Gemeinsamkeit! Mr. Casaubon schien es nicht einmal bewußt, daß es Trivialitäten gab, und niemals reichte er nach Art schlechter Gesellschafter jene alltäglichen Geschichten herum, die so willkommen sind wie altbackener Hochzeitskuchen, der nach dem Speiseschrank riecht, aus dem man ihn geholt hat. Er sprach von dem, was ihn interessierte; sonst schwieg er oder verneigte sich mit schwermütiger Höflichkeit. Dorothea sah darin verehrungswürdige Aufrichtigkeit und strenge Enthaltung von jenem gekünstelten Geben, das die Seele zermürbt in dem ständigen Bemühen, sich zu verstellen. Denn sie blickte ebenso ehrfurchtsvoll zu Mr. Casaubons geistlicher Würde wie zu seiner Urteilskraft und Gelehrsamkeit auf. Er pflichtete ihr bei, wenn sie einem frommen Gefühl Ausdruck verlieh, und zwar gewöhnlich mit einem passenden Zitat; er erlaubte sich zu bemerken, daß er in seiner Jugend religiöse Konflikte durchzustehen hatte, kurz, Dorothea begriff, daß sie hier auf Verständnis, Mitgefühl und geistige Führung zählen konnte. Bezüglich eines – nur eines – ihrer Lieblingsthemen wurde sie enttäuscht. Mr. Casaubon schien sich offensichtlich nicht für den Bau von Pächterhäusern zu interessieren und lenkte das Gespräch auf den äußerst beschränkten Wohnraum in den Behausungen der alten Ägypter, als wolle er einen zu hohen Standard verhindern. Als er abgefahren war, überdachte Dorothea in einiger Erregung seine Gleichgültigkeit in diesem Punkt, und ihr Geist war sehr damit beschäftigt, Gegenargumente aus den verschiedenartigen klimatischen Bedingungen abzuleiten, die die menschlichen Bedürfnisse modifizieren, sowie aus der erwiesenen Bösartigkeit der heidnischen Des-

poten. Sollte sie diese Argumente nicht vorbringen, wenn Mr. Casaubon wiederkäme? Doch nach weiteren Überlegungen hielt sie es für anmaßend, zu verlangen, daß er einem solchen Gegenstand seine Aufmerksamkeit schenkte; er würde es nicht mißbilligen, wenn sie sich in ihren Mußestunden damit beschäftigte, wie andere Frauen sich mit ihren Kleidern und Stickereien zu beschäftigen gedachten – würde es nicht verbieten, wenn ... Dorothea schämte sich ein bißchen, als sie sich bei solchen Spekulationen ertappte. Aber ihr Onkel war eingeladen worden, einige Tage in Lowick zu verbringen. Konnte man vernünftigerweise annehmen, daß Mr. Casaubon an Mr. Brookes Gesellschaft um ihrer selbst willen, mit oder ohne Dokumente, Gefallen fand?

Diese kleine Enttäuschung erhöhte indessen ihre Freude über Sir James Chettams Bereitwilligkeit, die erwünschten Verbesserungen ins Werk zu setzen. Er kam viel öfter als Mr. Casaubon, und Dorothea empfand ihn nicht mehr als unangenehm, da er sich von einer so völlig ernsthaften Seite zeigte; denn er hatte sich bereits mit viel praktischem Sinn mit Lovegoods Kostenanschlägen befaßt und war von lebenswürdiger Gelehrigkeit. Sie schlug ihm vor, zwei Häuser zu bauen und zwei Familien dorthin übersiedeln zu lassen, deren alte Hütten dann abgerissen und neue an ihrer Stelle errichtet werden könnten. Sir James sagte: »Ganz recht«, und sie nahm dies mit bemerkenswerter Geduld hin.

Solche Männer mit so wenig eigenen Ideen konnten gewiß sehr nützliche Mitglieder der Gesellschaft unter guter weiblicher Leitung werden, wenn sie in der Wahl ihrer Schwägerinnen Glück hatten. Es ist schwer zu sagen, ob in ihrer anhaltenden Blindheit gegen die Möglichkeit, daß in bezug auf sie selbst noch eine andere Art der Wahl im Spiel war, nicht ein gewisser Eigensinn lag. Doch ihr Le-

ben war gerade jetzt voller Hoffnung und Tatendrang: sie dachte nicht nur an ihre Pläne, sondern holte sich gelehrte Bücher aus der Bibliothek herunter und las hastig vielerlei (um bei Gesprächen mit Mr. Casaubon nicht allzu unwissend zu sein), wurde aber fortwährend dabei von Gewissensfragen heimgesucht, ob sie dieser unergiebigem Beschäftigung nicht übermäßigen Wert beilege und sie mit jener Selbstgefälligkeit betrachte, die tiefster Unwissenheit und Torheit entspringe.

4

»Sir James scheint entschlossen, alles zu tun, was du wünschst«, meinte Celia, als sie von einer Besichtigung des neuen Baugrundes heimfuhren.

»Er ist ein guter Mensch und vernünftiger, als man annehmen würde«, entgegnete Dorothea unüberlegt.

»Du meinst, er wirkt einfältig.«

»Nein, nein«, widersprach Dorothea, sich besinnend, und legte ihre Hand einen Augenblick auf die ihrer Schwester. »Aber er spricht nicht über jedes Thema gleich gut.«

»Ich würde meinen, nur unangenehme Menschen tun das«, antwortete Celia in ihrer gewohnten, wie ein Kätzchen schnurrenden Art. »Es muß schrecklich sein, mit ihnen zusammen zu leben. Denke nur! beim Frühstück und immerzu.«

Dorothea lachte. »O Kätzchen, du bist wundervoll!« Sie kniff Celia ins Kinn, denn sie war jetzt in der Stimmung, sie sehr liebenswert und reizend zu finden – geeignet, dereinst in der Ewigkeit ein Cherub zu sein und, wäre die Behauptung nicht dogmatisch abwegig, kaum mehr als ein Eichhörnchen der Erlösung bedürftig. »Natürlich brauchen die Menschen nicht unentwegt gut zu sprechen. Nur

erkennt man die Beschaffenheit ihres Geistes daran, ob sie versuchen, gut zu sprechen.«

»Du meinst also, Sir James versucht es, doch es gelingt ihm nicht.«

»Ich sagte das ganz allgemein. Warum examinierst du mich über Sir James? Es ist doch nicht sein Lebensziel, mir zu gefallen.«

»Aber Dodo, kannst du das wirklich glauben?«

»Gewiß. Er sieht in mir seine zukünftige Schwägerin – das ist alles.« Dorothea hatte bisher nie diesbezügliche Andeutungen gemacht, denn aus einer Scheu, die zwischen den Schwestern hinsichtlich solcher Themen bestand, wartete sie, bis es infolge eines entscheidenden Ereignisses zur Sprache käme. Celia errötete, entgegnete aber sogleich: »Bitte, täusche dich nicht länger darüber, Dodo. Als Tantripp mir neulich das Haar bürstete, erzählte sie, Sir James' Stallknecht wisse von Frau Cadwalladers Dienstmädchen, daß Sir James die ältere Miss Brooke heiraten werde.«

»Wie kannst du dir von Tantripp solches Geschwätz anhören, Celia?« sagte Dorothea entrüstet, um so aufgebracht, als in ihrem Gedächtnis schlummernde Einzelheiten erwachten und die unwillkommene Enthüllung bestätigten. »Du mußt ihr doch Fragen gestellt haben. Es ist erniedrigend!«

»Ich finde überhaupt nichts dabei, wenn Tantripp mit mir plaudert. Es ist besser, man erfährt, was die Leute reden. Du siehst, in welchem Irrtum du befangen bist, weil du dich nur mit deinen Ideen beschäftigst. Ich bin ganz sicher, daß Sir James dir einen Antrag zu machen beabsichtigt und glaubt, daß du ihm dein Jawort geben wirst, besonders seit du wegen der Baupläne so zufrieden mit ihm bist. Und auch Onkel – ich weiß, daß er es erwartet. Es kann doch jeder sehen, daß Sir James heftig in dich verliebt ist.«

Der Umschwung in Dorotheas Seele ging so gewaltsam und schmerzhaft vor sich, daß ihr Tränen hervorquollen und reichlich flossen. Alle ihr am Herzen liegenden Pläne waren ihr verdorben, und sie dachte voller Abscheu daran, daß Sir James meinte, sie würde in ihm ihren Liebsten sehen. Auch um Celias willen war sie verärgert.

»Wie konnte er das annehmen?« stieß sie in ihrer heftigsten Art hervor. »Ich war niemals einer Meinung mit ihm, ausgenommen die Pächterhäuser. Vorher war ich kaum höflich zu ihm.«

»Aber seitdem warst du so zufrieden mit ihm, und er begann fest zu glauben, daß du ihn liebhabst.«

»Ihn liebhaben, Celia! Wie kannst du so abscheuliche Ausdrücke gebrauchen!« rief Dorothea leidenschaftlich aus.

»Du meine Güte, Dorothea, es wäre doch wohl ganz richtig, wenn du einen Mann lieb hättest, den du zum Gatten wählst.«

»Es beleidigt mich, wenn du behauptest, Sir James könne denken, ich hätte ihn lieb. Außerdem ist es nicht das richtige Wort für das Gefühl, das ich einem Mann entgegenbringen müßte, den ich zum Gatten wählen würde.«

»Nun, es tut mir leid für Sir James. Ich hielt es für richtig, dir das mitzuteilen, weil du dich verhalten hast, wie du es immer tust: nicht zu sehen, wo du dich befindest, und dich zu verlaufen. Du siehst immer nur, was kein anderer sieht; es ist unmöglich, dich zufriedenzustellen; doch was ganz offenbar ist, siehst du nie. Das ist deine Art, Dodo.« Irgend etwas verlieh Celia augenscheinlich ungewöhnlichen Mut, und sie schonte die Schwester nicht, vor der sie gelegentlich Scheu empfand. Wer kann sagen, welche Kritik Kater Murr an uns Geschöpfen üben würde, die wir uns ausgedehnteren Spekulationen hingeben?

»Es ist sehr schmerzlich«, sagte Dorothea, die sich er-

niedrigt fühlte. »Ich kann nun mit den Pächterhäusern nichts mehr zu tun haben. Ich muß unhöflich gegen ihn sein. Ich muß ihm sagen, daß ich nichts mehr damit zu tun haben will. Es ist sehr schmerzlich.« Ihre Augen füllten sich wieder mit Tränen.

»Warte noch etwas. Überlege es dir. Du weißt ja, er reist für ein paar Tage zu seiner Schwester. Es wird niemand dort sein außer Lovegood.« Celia wurde unwillkürlich weich gestimmt. »Arme Dodo«, fuhr sie in liebenswürdigem Stakkato fort. »Es ist sehr hart für dich, denn es ist dein liebstes Steckenpferd, Pläne zu zeichnen.«

»*Steckenpferd*, Pläne zu zeichnen! Denkst du, ich interessiere mich in so kindischer Weise für die Häuser meiner Mitmenschen? Natürlich kann ich Fehler machen. Wie kann man je etwas Edles, Christliches tun, wenn man unter Menschen lebt, die so kleinlich denken?«

Es fiel kein Wort mehr. Dorothea war zu tief verletzt, um sich wieder zu fassen und zu erkennen zu geben, daß sie einen Irrtum ihrerseits eingestehe. Sie war vielmehr geneigt, die unerträgliche Engherzigkeit und das stumpfe Gewissen der sie umgebenden Gesellschaft anzuklagen, und Celia war nicht länger der unsterbliche Cherub, sondern ein Dorn in ihrer Seele, ein rosig-weißer Widersacher, schlimmer als jede abschreckende Erscheinung in der ›Pilgerreise‹. Plänezeichnen ein *Steckenpferd!* Was war das Leben wert – wie war ein großer Glaube möglich, wenn der ganze Sinn unseres Handelns in solch ausgemachten Unsinn verkehrt werden konnte? Als sie aus dem Wagen stieg, waren ihre Wangen bleich und ihre Lider gerötet. Sie war ein Bild des Kummers, und ihr Onkel, der ihr in der Halle entgegenkam, wäre beunruhigt gewesen, hätte Celia daneben nicht so hübsch und gelassen ausgesehen, daß er sogleich folgerte, Dorotheas Tränen müßten ihre Ursache in übertriebener Frömmigkeit haben. Während der Abwe-

senheit der Mädchen war er von einer Reise in die Hauptstadt der Grafschaft zurückgekehrt, wo er sich für die Begnadigung eines Missetäters eingesetzt hatte.

»Nun, meine lieben Kinder«, sagte er freundlich, als sie auf ihn zutraten, um ihn mit einem Kuß zu begrüßen, »ich hoffe, daß sich während meiner Abwesenheit nichts Unangenehmes ereignet hat.«

»Nein, Onkel«, entgegnete Celia, »wir waren in Freshitt, um uns die Pächterhäuser anzusehen. Wir nahmen an, du würdest zum Mittagessen zurück sein.«

»Ich kam um die Mittagszeit in Lowick vorbei – ihr wußtet nicht, daß ich in Lowick vorbeikommen werde. Ich habe ein paar Broschüren für dich mitgebracht, Dorothea – in der Bibliothek, weißt du; sie liegen auf dem Tisch in der Bibliothek.«

Ein elektrischer Strom schien Dorothea zu durchzucken und sie aus dem Zustand der Verzweiflung in den der Erwartung zu versetzen. Es waren Broschüren über die Frühzeit der Kirche. Die durch Celia, Tantripp und Sir James hervorgerufene Niedergeschlagenheit war abgeschüttelt, und sie begab sich geradeswegs in die Bibliothek. Celia ging nach oben. Mr. Brooke wurde durch eine Nachricht zurückgehalten; als er die Bibliothek wieder betrat, fand er Dorothea dort sitzend und bereits in eine der Broschüren vertieft, die mit Randbemerkungen von Mr. Casaubons Hand versehen war, und sie sog diese so gierig ein, wie sie den Duft eines frischen Blumenstraußes nach einem trocknen, heißen, langweiligen Spaziergang eingeatmet hätte.

Sie entfernte sich bereits innerlich von Tipton und Freshitt und ihrer eigenen betrüblichen Neigung, auf ihrem Weg nach dem Neuen Jerusalem Irrwege zu beschreiten.

Mr. Brooke setzte sich in seinen Lehnstuhl, streckte die Beine zum Holzfeuer hin aus, das zu einer phantastischen

Masse glühender Würfel zwischen den Feuerböcken zusammengesunken war, rieb sich gelinde die Hände und blickte dabei sehr gütig, doch mit gelassen-behaglicher Miene zu Dorothea hinüber, als hätte er nichts Besonderes zu sagen. Dorothea schlug die Broschüre zu, sobald sie ihres Onkels Gegenwart gewahr wurde, und erhob sich, als wolle sie gehen. Zu einem anderen Zeitpunkt hätte sie Anteil an ihres Onkels barmherziger Mission zugunsten des Missetäters genommen, allein die jüngst durchlebte Gemütsbewegung ließ ihre Gedanken andere Wege gehen.

»Ich bin über Lowick zurückgekommen, weißt du«, begann Mr. Brooke, nicht, als ob er beabsichtige, sie aufzuhalten, sondern scheinbar aus seiner Gewohnheit heraus, zu wiederholen, was er bereits gesagt hatte. Dieses Grundprinzip menschlicher Rede war bei Mr. Brooke ganz besonders ausgeprägt. »Ich habe dort zu Mittag gegessen und mir Casaubons Bibliothek angesehen und dergleichen. Es weht ein scharfer Wind beim Fahren. Willst du dich nicht setzen, liebes Kind? Du siehst verfroren aus.«

Dorothea kam der Aufforderung gern nach. Wenn die lässige Art ihres Onkels, die Dinge zu nehmen, sie nicht gerade aufbrachte, hatte sie zuweilen etwas sehr Beruhigendes an sich. Dorothea legte Hut und Mantel ab und setzte sich ihm gegenüber; sie empfand die Glut als angenehm, schirmte sich aber gegen sie ab, indem sie ihre schönen Hände erhob. Diese Hände waren weder mager noch klein, sondern kräftig, weiblich und mütterlich. Sie schien sie zur Sühne für ihr leidenschaftliches Streben nach Wissen und Denken emporzuhalten, das auf dem unfreundlichen Boden von Tipton und Freshitt zu Tränen und geröteten Augenlidern geführt hatte.

Jetzt besann sie sich auf den verurteilten Missetäter. »Was hast du über den Schafdieb erfahren, Onkel?«

»Wie, über den armen Bunch? – Nun, es scheint, daß

wir ihm nicht heraushelfen können – er soll gehenkt werden.«

Dorotheas Antlitz zeigte einen Ausdruck von Mißbilligung und Mitleid.

»Gehenkt, weißt du«, wiederholte Mr. Brooke mit ruhigem Kopfnicken. »Der selige Romilly! er hätte uns geholfen. Ich habe Romilly gekannt, Casaubon hat Romilly nicht gekannt. Er ist ein bißchen in seine Bücher vergraben, weißt du – Casaubon.«

»Wenn ein Mann umfangreiche Studien betreibt und ein großes Werk schreibt, muß er natürlich darauf verzichten, viel Umgang mit Menschen zu haben. Wie kann er da herumgehen und Bekanntschaften machen?«

»Das ist wahr. Aber ein Mann wird dann ein Griesgram, weißt du. Ich war auch immer Junggeselle, aber ich bin nicht dazu veranlagt, ein Griesgram zu werden; meine Art war es, mich überall umzusehen und alles in mich aufzunehmen. Ich war nie ein Griesgram, aber ich kann sehen, daß Casaubon einer ist, weißt du. Er braucht eine Gefährtin – eine Gefährtin, weißt du.«

»Es wäre für jede eine große Ehre, seine Gefährtin zu sein«, erwiderte Dorothea mit Nachdruck.

»Du hast ihn gern, was?« fragte Mr. Brooke, ohne Überraschung oder irgendeine andere Gemütsbewegung zu zeigen. »Nun, also ich kenne Casaubon schon seit zehn Jahren, seit er nach Lowick kam. Aber ich habe nie irgend etwas aus ihm herausbekommen können – was er so denkt, weißt du. Er ist ein sehr feiner Mann und wird vielleicht Bischof – etwas derartiges, weißt du, wenn Peel dranbleibt. Und er hat eine sehr hohe Meinung von dir, liebes Kind.«

Dorothea konnte kein Wort herausbringen.

»Tatsächlich, er hat eine sehr hohe Meinung von dir. Und er drückt sich ungemein gut aus – das tut Casaubon.

Er hat sich an mich gewandt, da du noch nicht volljährig bist. Kurz, ich habe versprochen, mit dir zu reden, obgleich ich ihm gesagt habe, nach meiner Meinung bestehe nicht viel Aussicht. Ich war verpflichtet, ihm das zu sagen. Ich erklärte, meine Nichte sei noch sehr jung und dergleichen. Doch ich hielt es nicht für erforderlich, näher auf alles einzugehen. Nun, kurz und gut, er hat mich um Erlaubnis gebeten, dir einen Heiratsantrag zu machen – einen Heiratsantrag, weißt du«, schloß Mr. Brooke mit seinem üblichen erklärenden Kopfnicken. »Ich hielt es für besser, es dir zu erzählen, liebes Kind.«

Niemand hätte auch nur die geringste Spur von Besorgnis in Mr. Brookes Verhalten entdecken können, und doch wünschte er wirklich, etwas darüber zu erfahren, was in seiner Nichte vorging, so daß er, sollte sie seines Rates bedürfen, diesen rechtzeitig erteilen könnte. Was er als Friedensrichter, der schon so vielen Meinungen Gehör geschenkt hatte, in dieser Sache an Gefühl aufbringen konnte, war ungetrübt wohlwollend. Da Dorothea nicht sofort etwas sagte, wiederholte er. »Ich hielt es für besser, es dir zu erzählen, liebes Kind.«

»Ich danke dir, Onkel«, erwiderte Dorothea mit klarer, fester Stimme. »Ich bin Mr. Casaubon sehr verbunden. Wenn er mir einen Antrag macht, werde ich ihn annehmen. Ich bewundere und achte ihn mehr als jeden anderen Mann, dem ich je begegnet bin.«

Mr. Brooke schwieg einen Augenblick und sagte dann zögernd in gedämpftem Ton: »Ach?... Schön! In mancher Hinsicht ist er eine gute Partie. Aber Chettam ist schließlich auch eine gute Partie, und unsere Besitzungen grenzen aneinander. Ich werde mich nie deinen Wünschen widersetzen, liebes Kind. Wenn es ums Heiraten geht und dergleichen, muß jeder selbst wissen, was er tut – bis zu einem gewissen Punkt, weißt du. Das habe ich immer ge-

sagt, bis zu einem gewissen Punkt. Ich möchte, daß du dich gut verheiratest; und ich habe allen Grund zu glauben, daß Chettam dich heiraten möchte. Ich erwähne das nur, weißt du.«

»Es ist ganz ausgeschlossen, daß ich jemals Sir James Chettam heirate«, erklärte Dorothea. »Wenn er denkt, ich würde es tun, so befindet er sich in einem schweren Irrtum.«

»So ist es, wie du siehst. Man kann nie wissen. Ich hätte gedacht, Chettam sei gerade der Mann, an dem eine Frau Gefallen finden könnte.«

»Sprich bitte nie wieder in dieser Weise von ihm, Onkel«, erklärte Dorothea, die etwas von ihrer vorigen Geiztheit in sich aufsteigen fühlte.

Mr. Brooke war erstaunt und dachte, Frauen seien doch ein unerschöpfliches Studienobjekt, da nicht einmal er in seinem Alter wirklich imstande war, ihr Verhalten mit wissenschaftlicher Genauigkeit vorauszusagen. Hier war nun ein Kerl wie Chettam und hatte überhaupt keine Aussicht!

»Na schön! Aber was Casaubon betrifft – die Sache hat keine Eile – ich meine, für dich. Bei ihm zählt allerdings jedes Jahr. Er ist über fünfundvierzig, weißt du. Ich würde sagen, gut siebenundzwanzig Jahre älter als du. Freilich, wenn du Gelehrsamkeit und Ansehen liebst und solche Dinge – alles kann man nicht haben. Sein Einkommen ist gut – er besitzt ein schönes Privatvermögen –, sein Einkommen ist gut. Doch er ist nicht mehr jung, und ich darf dir nicht verhehlen, liebes Kind, daß nach meiner Meinung seine Gesundheit nicht besonders widerstandsfähig ist. Sonst habe ich nichts gegen ihn einzuwenden.«

»Ich würde mir gar keinen Gatten wünschen, der ungefähr in meinem Alter ist«, entgegnete Dorothea mit feierlicher Entschiedenheit. »Ich wünsche mir einen Gatten, der mir an Verstand und jeder Art von Wissen überlegen ist.«

Mr. Brooke wiederholte sein gedämpftes »Ach? – ich dachte, du würdest dir mehr als die meisten Mädchen deine eigene Meinung bilden. Ich dachte, dir liegt an deiner eigenen Meinung – dir liegt daran, weißt du.«

»Ich kann mir ein Leben ohne eigene Meinung nicht vorstellen, aber ich möchte sie richtig begründen können, und ein kluger Mann könnte mir dabei helfen, daß ich erkenne, welche Meinungen am besten begründet sind, und mein Leben nach ihnen einrichte.«

»Sehr wahr. Besser hättest du es nicht ausdrücken können – im Augenblick nicht besser, weißt du. Doch die Dinge nehmen manchmal einen seltsamen Lauf«, fuhr Mr. Brooke fort, dessen Gewissen erwacht war und der bei dieser Gelegenheit seiner Nichte den bestmöglichen Rat zu erteilen wünschte. »Das Leben ist nicht in eine bestimmte Form gegossen – nicht mit Lineal und Meßschnur zurechtgeschnitten und dergleichen. Ich selbst habe nie geheiratet, und das wird dir und den Deinen zugute kommen. Ich habe eben keine so geliebt, daß ich ihr in die Falle ging. Es ist eine Falle, weißt du. Launen, ja, es gibt Launen. Und ein Ehemann ist gern Herr im Haus.«

»Ich weiß, Onkel, daß ich auf Prüfungen gefaßt sein muß. Die Ehe ist ein Stand, der uns höhere Pflichten auferlegt. Ich habe mir darunter nie eine rein persönliche Annehmlichkeit vorgestellt«, meinte die arme Dorothea.

»Nun, du liebst keinen Aufwand, kein großes Hauswesen, weder Bälle noch Festessen und dergleichen. Ich sehe ein, daß Casaubons Lebensweise dir mehr liegt als Chetams. Und du sollst tun, was du möchtest, mein liebes Kind. Ich möchte Casaubon nichts in den Weg legen, das habe ich gleich gesagt; denn man weiß nie, wie etwas ausgehen mag. Du hast nicht den gleichen Geschmack wie andere junge Damen, und ein Geistlicher und Gelehrter, der möglicherweise Bischof wird – so etwas also –, paßt viel-

leicht besser zu dir als Chettam. Chettam ist ein guter Kerl, ein braver, vernünftiger Kerl, weißt du; aber er gibt sich nicht viel mit Ideen ab. Ich habe es getan, als ich in seinem Alter war. Doch Casaubons Augen! Nun, ich glaube, er hat sie durch zu vieles Lesen verdorben.«

»Je mehr Gelegenheit ich hätte, ihm zu helfen, um so glücklicher würde ich sein, Onkel«, versicherte Dorothea begeistert.

»Wie ich sehe, bist du entschlossen. Nun, liebes Kind, ich habe also einen Brief für dich in der Tasche.« Mr. Brooke überreichte Dorothea den Brief, doch als sie sich erhob, um aus dem Zimmer zu gehen, fügte er hinzu: »Es hat keine große Eile. Überleg es dir, weißt du.«

Als Dorothea ihn verlassen hatte, dachte er, daß er durchaus eindringlich gesprochen hatte, er hatte ihr die Gefahren der Ehe anschaulich vor Augen geführt. Dies zu tun war seine Pflicht. Aber vor jungen Leuten den Anspruch erheben wollen, daß man weise sei – kein Onkel, wieviel er auch in seiner Jugend herumgekommen sein, die neuen Ideen in sich aufgenommen und mit jetzt bereits verstorbenen Berühmtheiten gespeist haben mochte, konnte sich ein Urteil darüber anmaßen, welche Art von Ehe für ein junges Mädchen gut ausgehen würde, das Casaubon dem jungen Chettam vorzog. Kurz, da Mr. Brookes Geist vor dem Problem Frau ratlos war, konnte dieses kaum weniger verzwickelt sein als die Umdrehungen eines unregelmäßigen festen Körpers.

Mr. Casaubons Brief lautete:

Hochwerte Miss Brooke, ich habe die Genehmigung ihres Vormunds, mich in einer Angelegenheit an Sie zu wenden, die mir wie keine andere am Herzen liegt. Ich darf wohl zuversichtlich hoffen, in keiner Täuschung befangen zu sein, wenn ich eine tiefere Übereinstimmung als nur eine vorübergehende in der Tatsache erkenne, daß das Bewußtwerden eines Mangels in meinem eigenen Leben mit der Möglichkeit, Ihre Bekanntschaft zu machen, zusammenfiel. Denn bereits in der ersten Stunde unserer Begegnung stand ich unter dem Eindruck Ihrer hervorragenden und vielleicht ausschließlichen Eignung, diesem Mangel abzu- helfen (einem Eindruck, der, wie ich wohl behaupten darf, mit einer so lebhaften Zuneigung verbunden war, daß sie nicht einmal durch die intensive Beschäftigung mit einem höchst speziellen Werk auf die Dauer unterdrückt zu werden vermochte); und jede weitere Gelegenheit, bei der ich Sie beobachten konnte, hat diesen Eindruck noch vertieft, indem ich dabei um so untrüglichere Beweise von jener Eignung erhielt, die ich bereits erkannt hatte, und folglich jene Neigung noch verstärkte, auf die ich soeben hingewiesen habe. Unsere Gespräche werden Ihnen, wie ich glaube, Inhalt und Ziele meines Lebens klar genug vor Augen geführt haben, einen Inhalt, der, wie mir wohl bewußt ist, demjenigen gewöhnlicher Menschen nicht entspricht. In Ihnen habe ich jedoch eine Erhabenheit der Gedanken und eine Fähigkeit zur Hingabe wahrgenommen, die ich bisher für unvereinbar mit früher Jugendblüte und jenen Reizen des weiblichen Geschlechts hielt, die, wenn sie, wie dies in hervorragendem Maße bei Ihnen der Fall ist, mit den oben erwähnten geistigen Fähigkeiten vereint auf-

treten, sozusagen für die Trägerin dieser Eigenschaften einnimmt und ihr Würde verleiht. Es lag, ich bekenne es, außerhalb des Bereichs meiner Hoffnung, daß ich dieser seltenen Vereinigung von sowohl gediegenen als auch anziehenden Elementen je begegnen würde, die geeignet ist, sich bei ernsthafteren Studien als hilfreich zu erweisen und über Mußestunden ihren Zauber zu breiten; und wäre mir nicht das Glück Ihrer Bekanntschaft zuteil geworden (die, lassen Sie es mich aufs neue beteuern, meiner Überzeugung nach kein beiläufiges Zusammentreffen mit einem sich andeutenden Mangel war, sondern in schicksalhafter Beziehung mit diesem als Stufe auf dem Weg zur Vollendung eines Lebensplanes stand), so würde ich vermutlich meinen Lebensweg bis zum Ende gegangen sein ohne den Versuch, durch eine eheliche Verbindung etwas Licht in meine Einsamkeit zu bringen.

Somit, hochverehrte Miss Brooke, habe ich Ihnen meine Gefühle ausführlich geschildert und zähle auf Ihre freundliche Nachsicht, wenn ich nun Sie zu fragen wage, inwiefern Ihre eigenen Empfindungen derart beschaffen sind, daß meine glückliche Vorahnung somit bestätigt wird. Von Ihnen als Gatte und irdischer Hüter Ihres Wohlergehens angenommen zu werden, würde ich als das schönste Geschenk der göttlichen Vorsehung betrachten. Als Gegengabe kann ich Ihnen zumindest eine bisher noch an niemanden verschwendete Zuneigung darbringen und Ihnen ein Leben aufrichtigen Herzens zueignen, das, mag es auch in der Folgezeit kurz bemessen sein, keine zurückliegenden Seiten enthält, auf denen Sie, sollten Sie sich dazu entschließen, darin zu blättern, Aufzeichnungen finden werden, die Sie gerechterweise mit Bitterkeit oder Scham erfüllen könnten. Ich sehe dem Ausdruck Ihrer Gefühle mit einer Ungeduld entgegen, von der (wäre dies möglich) mich durch noch ausdauerndere Arbeit als gewöhnlich ab-

zulenken die Klugheit geböte. Allein in diesem Erfahrungsbereich bin ich noch unwissend, und wenn ich an die Möglichkeit einer ungünstigen Antwort denke, wird mir zwangsläufig offenbar, daß entsagende Einsamkeit nach dem vorübergehenden Aufleuchten einer Hoffnung um so schwerer zu ertragen sein wird. In jedem Fall verbleibe ich

*Ihr Ihnen aufrichtig ergebener
Edward Casaubon*

Dorothea zitterte, während sie diesen Brief las; dann fiel sie auf die Knie, verbarg das Gesicht in den Händen und schluchzte. Sie vermochte nicht zu beten. Unter dem Ansturm einer feierlichen Erregung, bei dem sich die Gedanken vernebelten und die Bilder verschwammen, konnte sie sich nur in einem kindlichen Anlehnungsbedürfnis in den Schoß des göttlichen Bewußtseins fallen lassen, von dem ihr eigenes gestützt wurde. In dieser Haltung verharrte sie, bis es Zeit war, sich zum Abendessen umzukleiden.

Wie hätte es ihr einfallen sollen, den Brief kritisch zu beurteilen, ihn als Liebesgeständnis einer genauen Prüfung zu unterziehen? Ihre ganze Seele war von dem Tatbestand beherrscht, daß sich ihr ein erfüllteres Leben eröffnete: sie war eine Neophytin, im Begriff, zu einer höheren Stufe der Einführung aufzusteigen. Sie würde Raum für die Kräfte finden, die sich in dem trüben Licht und unter dem Druck ihrer eigenen Unwissenheit sowie unter den kleinlichen Zwängen gesellschaftlicher Gewohnheiten zaghaft rührten.

Jetzt würde sie in der Lage sein, sich umfassenden, aber klar umrissenen Pflichten zu widmen; jetzt würde es ihr gestattet sein, ständig im Licht eines Geistes zu leben, den sie verehren konnte. Diese Hoffnung war nicht frei von einem aufglühenden stolzen Glücksgefühl, der freudigen

mädchenhaften Überraschung, daß sie von dem Mann erwählt worden war, den ihre Bewunderung erwählt hatte. Dorotheas ganze Leidenschaft war in eine Seele geflossen, die nach einem idealen Leben strebte; die Strahlen ihres verklärten Mädchentums fielen auf das erste Objekt, das in ihren Bereich kam. Der Impuls, durch den Neigung zum Entschluß wurde, war durch jene kleinen Tagesereignisse verstärkt worden, die ihre Unzufriedenheit mit ihren gegenwärtigen Lebensbedingungen erweckt hatten.

Nach dem Abendessen, als Celia ein ›Thema mit Variationen‹ spielte, ein Geklimper, das für den ästhetischen Teil der Erziehung junger Damen typisch war, ging Dorothea auf ihr Zimmer, um Mr. Casaubons Brief zu beantworten. Warum sollte sie mit der Antwort warten? Sie schrieb den Brief dreimal, nicht weil sie den Wortlaut ändern wollte, sondern weil ihre Hand ungewöhnlich zitterte, und sie konnte es nicht ertragen, daß Mr. Casaubon denken mochte, ihre Handschrift sei schlecht und unleserlich; denn sie tat sich etwas darauf zugute, eine Handschrift zu haben, bei der sich jeder Buchstabe ohne lange Mutmaßungen entziffern ließ, und sie gedachte, von dieser Fähigkeit ausgiebig Gebrauch zu machen, um Mr. Casaubons Augen zu schonen. Dreimal schrieb sie:

*Verehrter Mr. Casaubon,
ich bin Ihnen sehr dankbar dafür, daß Sie mich lieben und für würdig erachten, Ihre Frau zu werden. Ich kann mir kein größeres Glück denken als dasjenige, das gleichzeitig das Ihrige wäre. Würde ich mehr sagen, so wäre es doch immer dasselbe, nur ausführlicher; denn ich habe keinen anderen Gedanken mehr, als daß ich mein Leben lang sein möge*

*Ihre ergebene
Dorothea Brooke*

Später am Abend folgte sie ihrem Onkel in die Bibliothek, um ihm den Brief zu übergeben, damit er ihn am nächsten Morgen absende. Er war überrascht; doch seine Überraschung kam nur in einem kurzen Schweigen zum Ausdruck, währenddessen er verschiedene Gegenstände auf dem Schreibtisch hin- und herschob, sich schließlich mit dem Rücken zum Kamin stellte und mit der Brille auf der Nase die Adresse von Dorotheas Brief betrachtete.

»Hast du es dir auch reiflich überlegt, liebes Kind?« fragte er endlich.

»Es bedurfte keiner langen Überlegung, Onkel. Ich wüßte nicht, was mich unschlüssig machen könnte. Wenn ich mich eines andern besinnen sollte, so könnte es nur wegen etwas Wichtigem und mir bisher Unbekanntem geschehen.«

»Ah! – dann hast du also seinen Antrag angenommen? Chettam hat dann keine Aussicht? Hat Chettam dich beleidigt – dich beleidigt, weißt du? Was gefällt dir denn nicht an Chettam?«

»Nichts gefällt mir an ihm«, erwiderte Dorothea ziemlich heftig.

Mr. Brooke zog Kopf und Schultern ein, als habe jemand ein leichtes Wurfgeschloß nach ihm geschleudert. Dorothea empfand sogleich Gewissensbisse und fügte hinzu: »Ich meine, als künftigen Gatten betrachtet. Er hat ein gutes Herz, glaube ich – wirklich ein sehr gutes hinsichtlich der Pächterhäuser. Ein gütiger Mensch.«

»Aber du mußt einen Gelehrten haben, etwas dergleichen? Nun, es liegt ein wenig in unserer Familie. Ich habe auch etwas davon – diese Liebe zur Wissenschaft und den Drang nach Erkenntnis – ein bißchen zuviel – es hat mich zu weit geführt; obwohl so etwas nicht oft auf die weibliche Linie übergeht; oder es läuft unterirdisch weiter wie die Flüsse in Griechenland, weißt du – es tritt in den Söh-

nen wieder zutage. Kluge Söhne, kluge Mütter. Ich habe mich seinerzeit viel damit beschäftigt. Jedoch habe ich immer gesagt, liebes Kind, die Menschen sollen in diesen Dingen tun, was sie wollen, bis zu einem gewissen Punkt. Als dein Vormund hätte ich nicht meine Einwilligung zu einer unpassenden Verbindung geben können. Aber Casaubon ist eine gute Partie, er hat eine angesehene Stellung. Chettam freilich wird sich verletzt fühlen, fürchte ich, und Frau Cadwallader wird mich schelten.«

An diesem Abend erfuhr Celia natürlich nichts von dem, was sich ereignet hatte. Sie schrieb Dorotheas zerstreutes Wesen und die erneuten Tränenspuren seit ihrer Heimkehr der Erregung zu, in die sie wegen Sir James Chettam und der Bauten geraten war, und bemühte sich, ihr keinen neuen Verdruß zu bereiten. Hatte Celia einmal gesagt, was sie wollte, so lag es nicht in ihrer Art, auf unangenehme Dinge zurückzukommen. Als Kind war sie so veranlagt, daß sie mit niemandem stritt und nur voller Erstaunen zur Kenntnis nahm, wie andere mit ihr stritten und puterrot anliefen, worauf sie bereit war, mit ihnen Fadenabnehmen zu spielen, sobald sie sich wieder beruhigt hatten. Und Dorothea hatte schon immer an den Worten ihrer Schwester etwas auszusetzen gehabt, obwohl Celia innerlich beteuerte, daß sie stets sagte, wie die Dinge waren, und nichts anderes; nie erfand sie etwas, konnte es auch nicht. Doch das Beste an Dodo war, daß sie nie lange böse zu sein vermochte. Obgleich sie den ganzen Abend kaum miteinander gesprochen hatten, war es auch jetzt so. Als Celia ihre Handarbeit weglegte, um zu Bett zu gehen, was sie stets viel früher tat als Dorothea, sagte diese, auf einem niedrigen Hocker sitzend, unfähig, sich mit etwas anderem als ihren Gedanken zu beschäftigen, in dem melodischen Tonfall, der in Augenblicken tiefen, aber ruhigen Fühlens ihre Rede zu einer Art schönen Rezitativs

machte: »Celia, Liebes, komm und gib mir einen Kuß!«, wobei sie ihre Arme ausgebreitet hielt.

Celia kniete nieder, um in die gleiche Höhe mit ihr zu kommen, und gab ihr einen leichten Schmetterlingskuß, während Dorothea sie mit den Armen sanft umschlang und die Lippen ernst auf jede ihrer Wangen drückte.

»Bleib nicht lange auf, Dodo, du bist heute abend so blaß. Geh bald zu Bett!« beschwor Celia sie wohlmeinend ohne das geringste Pathos.

»Nein, Liebes, ich bin sehr, sehr glücklich«, entgegnete Dorothea voll inniger Freude.

›Desto besser!‹ dachte Celia. ›Aber auf wie sonderbare Weise Dodo von einem Extrem ins andere fällt!‹

Beim Mittagessen am nächsten Tag meldete der Butler, indem er Mr. Brooke etwas überreichte: »Jonas ist zurück, Sir, und hat diesen Brief gebracht.«

Mr. Brooke las den Brief und erklärte dann, wobei er Dorothea zunickte: »Casaubon, mein liebes Kind. Er kommt zum Abendessen. Er hat sich nicht die Zeit genommen, mehr zu schreiben – hat sich nicht die Zeit genommen, weißt du.«

Es konnte Celia nicht merkwürdig erscheinen, daß ein Gast zum Abendessen ihrer Schwester zuvor angekündigt wurde, doch als ihr Blick dem ihres Onkels folgte, war sie betroffen über die seltsame Wirkung der Ankündigung auf Dorothea. Es war, als sei etwas wie der Widerschein eines sonnenbeglänzten weißen Flügels über ihre Züge geglitten und habe ein bei ihr seltenes Erröten hervorgerufen. Zum erstenmal kam es Celia in den Sinn, daß zwischen Mr. Casaubon und ihrer Schwester etwas mehr sein könnte als seine Freude an gelehrtem Gespräch und ihre Freude am Zuhören. Bisher hatte sie Dorotheas Bewunderung für diesen ›häßlichen‹ und gelehrten Bekannten mit ihrer Bewunderung für Monsieur Liret in Lausanne, der ebenfalls häß-

lich und gelehrt war, auf eine Stufe gestellt. Dorothea war es nie müde geworden, dem alten Monsieur Liret zuzuhören, wenn Celias Füße bereits eiskalt waren und es wahrhaft abscheulich anzusehen war, wie die Haut sich auf seinem kahlen Kopf bewegte. Warum sollte sich ihre Begeisterung nicht in gleicher Weise wie auf Monsieur Liret nun einfach auf Mr. Casaubon erstrecken? Aller Wahrscheinlichkeit nach blickten alle gelehrten Männer mit den Augen des Schulmeisters auf junge Menschen.

Aber Celia erschrak jetzt wirklich bei dem Verdacht, der plötzlich in ihr aufgestiegen war. Selten wurde sie von etwas derartig überrascht, da ihre erstaunliche Schnelligkeit im Wahrnehmen gewisser Symptome sie im allgemeinen auf solche zu erwartenden äußeren Ereignisse, die sie angingen, vorbereitete. Nicht, daß sie jetzt Mr. Casaubon für einen bereits erwählten Bewerber hielt – sie begann nur Abscheu bei dem Gedanken an die Möglichkeit zu empfinden, daß etwas in Dorotheas Seele nach solch einem Ausgang streben könnte. Hier war etwas, worüber sie sich bei Dodo wirklich ärgern konnte. Es ging noch an, daß sie Sir James Chettam nicht heiraten wollte, aber die Idee, Mr. Casaubon zu heiraten! Celia empfand etwas wie Scham, vermischt mit dem Gefühl von etwas Lächerlichem. Doch vielleicht könnte Dodo, falls sie wirklich mit einer so überspannten Idee liebäugelte, davon abgebracht werden; die Erfahrung hatte oft ergeben, daß sie sich beeindruckend ließ. Der Tag war neblig, deshalb machten sie keinen Spaziergang und begaben sich beide hinauf in ihr Wohnzimmer. Dort beobachtete Celia, daß Dorothea, statt sich mit gewohntem eifrigem Interesse einer Beschäftigung zu widmen, einfach den Ellbogen auf ein offenes Buch stützte und aus dem Fenster zu der von der Feuchtigkeit versilberten hohen Zeder hinüberblickte. Sie selbst hatte mit der Anfertigung eines Spielzeugs für die Kinder des Hilfsgeist-

lichen begonnen und war nicht gewillt, sich allzu unvermittelt auf irgendein Gesprächsthema einzulassen.

Dorothea hielt es allerdings für wünschenswert, daß Celia von der folgenschweren Veränderung erfuhr, die sich in Casaubons Stellung im Hause vollzogen hatte, seit er das letztmal hier gewesen war. Es schien nicht billig, sie in Unwissenheit darüber zu lassen, was notwendigerweise ihre Haltung gegen ihn beeinflussen würde; aber sie scheute sich davor, es ihr mitzuteilen. Dorothea warf sich wegen dieses Mangels an Mut niedrige Gesinnung vor. Es war ihr stets verhaßt, sich bei ihren Handlungen durch kleinliche Ängste oder Ausflüchte behindern zu lassen; in diesem Augenblick jedoch suchte sie den Beistand des Himmels, auf daß sie die zersetzende Wirkung von Celias netter, fleischlich gesinnter Prosa nicht fürchten möge. Ihre Träumerei wurde unterbrochen und die Schwierigkeit der Entscheidung beiseite geschoben durch Celias feine, etwas gutturale Stimme, die in ihrem üblichen Tonfall einer ganz nebensächlichen Bemerkung fragte: »Kommt noch jemand außer Mr. Casaubon zum Abendessen?«

»Nicht daß ich wüßte.«

»Ich hoffe aber, daß noch jemand kommt. Dann höre ich wenigstens nicht, wie er seine Suppe ißt.«

»Was ist denn Besonderes daran?«

»Wirklich, Dodo, hörst du denn nicht, wie er dabei mit dem Löffel kratzt? Und er blinzelt immer, bevor er etwas sagt. Ich weiß nicht, ob Locke geblinzelt hat, aber wenn er es tat, dann tun mir ganz bestimmt die Leute leid, die ihm gegenübermaßen.«

»Celia, mach bitte keine weiteren Bemerkungen dieser Art!« sagte Dorothea mit betontem Ernst.

»Warum nicht? Es ist doch wahr«, widersprach Celia, die ihre Gründe hatte, auf ihrer Meinung zu beharren, obgleich ihr dabei ein bißchen bange wurde.

»Vieles ist wahr, was nur die gewöhnlichsten Geister beachten.«

»Dann finde ich, die gewöhnlichsten Geister müssen doch recht nützlich sein. Ich finde es schade, daß Mr. Casaubons Mutter keinen gewöhnlicheren Geist hatte, sonst hätte sie ihm vielleicht bessere Manieren beigebracht.« Celia war innerlich erschrocken und nahe daran wegzulaufen, da sie diesen leichten Wurfspieß geschleudert hatte.

Dorothea war nun zu einer Lawine zusammengeballt, und eine weitere Vorbereitung war nicht möglich.

»Ich muß dir sagen, daß ich mit Mr. Casaubon verlobt bin.«

Celia war wohl nie zuvor so bleich geworden. Das Papiermännchen, das sie bastelte, würde ein beschädigtes Bein bekommen haben, hätte sie nicht stets alles sorgfältig behandelt, was sie in Händen hielt.

Sie legte die zerbrechliche Figur sogleich beiseite und saß einige Augenblicke völlig unbeweglich da. Als sie zu sprechen begann, wurden ihre Augen feucht.

»O Dodo, ich hoffe, daß du glücklich wirst.« Ihre schwesterliche Zärtlichkeit überwand in diesem Augenblick unwiderstehlich jedes andere Gefühl, und ihre Besorgnisse waren die Besorgnisse der Liebe.

Dorothea war noch immer verletzt und erregt.

»Es ist also entschieden?« fragte Celia in gedämpftem, verschüchtertem Ton. »Und Onkel weiß es?«

»Ich habe Mr. Casaubons Antrag angenommen. Onkel brachte mir den Brief, der ihn enthielt; er wußte schon davon.«

»Verzeih, wenn ich etwas gesagt habe, was dich verletzt hat, Dodo«, bat Celia mit leisem Aufschluchzen. Sie hätte nie gedacht, daß sie so zu fühlen vermochte, wie sie es jetzt tat. In der ganzen Angelegenheit lag etwas Begräbnismäßiges, und Mr. Casaubon glich dem amtierenden Geist-

lichen, über den Bemerkungen zu machen unschicklich wäre.

»Schon gut, Kätzchen, gräm dich nicht. Wir würden nie die gleichen Menschen bewundern. Ich bin oft in ganz ähnlicher Weise verletzt und neige dazu, allzustreng von denen zu sprechen, die mir nicht gefallen.«

Trotz dieser großmütigen Erklärung fühlte sich Dorothea immer noch verletzt, vielleicht ebensowohl durch Celias unterdrücktes Erstaunen wie durch ihre kritischen Bemerkungen. Natürlich würde alle Welt in der Gegend von Tipton diese Heirat mißbilligen. Dorothea kannte niemanden, der so wie sie über das Leben und seine höchsten Ziele dachte.

Trotzdem war sie, bevor der Abend zu Ende ging, sehr glücklich. In einer einstündigen vertraulichen Unterhaltung mit Mr. Casaubon sprach sie zu ihm mit größerer Ungezwungenheit, als sie es je zuvor vermocht hatte, und ließ ihn an ihrer überströmenden Freude teilhaben, die sie bei dem Gedanken empfand, daß sie sich ihm ganz widmen und lernen würde, wie sie am besten an all seinen großen Zielen mitarbeiten und sie fördern könnte. Mr. Casaubon verspürte ein ihm bisher unbekanntes Hochgefühl (welcher Mann hätte es nicht verspürt) bei diesem kindlichen, rückhaltlosen glühenden Eifer; er war nicht überrascht (welcher Liebende wäre es gewesen), daß er zu dessen Gegenstand ausersehen war.

»Mein verehrtes junges Fräulein – Miss Brooke – Dorothea!« sagte er, indem er ihre Hand in seine Hände nahm und drückte, »nie hätte ich geglaubt, daß mir einmal ein so großes Glück beschieden sein würde. Daß ich jemals einer Persönlichkeit begegnen würde, die so reich an Geist und den mannigfaltigsten Reizen ist, die eine Eheschließung wünschenswert erscheinen lassen, hätte ich mir allerdings nicht vorstellen können. Sie besitzen alle – nein, mehr als alle – jene Eigenschaften, die ich stets als die für das weib-

liche Geschlecht charakteristischen Vorzüge angesehen habe. Der große Zauber Ihres Geschlechts liegt in seiner Fähigkeit zu einer innigen, aufopferungsvollen Zuneigung, und hierin sehen wir seine Eignung, die Wesensart unseres eigenen Geschlechts abzurunden und zu ergänzen. Bisher kannte ich wenige Vergnügungen außer solchen ernsterer Art, meine Freuden waren die des einsamen Gelehrten. Ich war wenig geneigt, Blumen zu pflücken, die in meiner Hand welken würden; jetzt aber werde ich sie eifrig pflücken, um sie Ihnen in den Schoß zu legen.«

Keine Rede hätte ehrlicher gemeint sein können, die frostige Rhetorik am Schluß war so aufrichtig wie das Bellen eines Hundes oder das Krächzen einer verliebten Krähe. Wäre es nicht voreilig, zu schließen, daß sich hinter den Sonetten an Delia, die auf uns wie zirpende Mandolinenklänge wirken, keine Leidenschaft verbirgt?

Dorotheas Glaube legte in Mr. Casaubons Worte alles, was darin ungesagt zu bleiben schien. Welcher Gläubige nimmt eine störende Auslassung oder unglückliche Wortwahl wahr? Der Text, ob von einem Propheten oder einem Dichter, erweitert sich um das, was wir hineinlegen können, und selbst seine grammatischen Fehler sind erhaben.

»Ich bin sehr unwissend – Sie werden über meine Unwissenheit sehr erstaunt sein«, wandte Dorothea ein. »Ich habe so viele Gedanken, die vielleicht ganz falsch sind; und nun werde ich in der Lage sein, sie Ihnen alle mitzuteilen und Sie darüber zu befragen. Allein«, fügte sie mit raschem Einfühlungsvermögen in Mr. Casaubons vermutliche Empfindungen hinzu, »ich werde Sie nicht allzuviel belästigen, nur wenn Sie geneigt sind, mir zuzuhören. Sie müssen oft ermüdet sein von der Verfolgung eines Themas Ihres eigenen Pfades. Ich werde genügend gewinnen, wenn Sie mich dorthin mitnehmen.«

»Wie könnte ich künftig auf irgendeinem Pfad voran-

schreiten ohne Ihre Begleitung?» entgegnete Mr. Casaubon, wobei er ihre reine Stirn küßte und fühlte, daß der Himmel ihm ein Glück gewährt hatte, das seinen besonderen Bedürfnissen in jeder Weise entsprach. Unbewußt erlag er dem Zauber eines Wesens, das gänzlich ohne jede heimliche Berechnung war, mochte diese nun auf unmittelbare Wirkung oder fernere Ziele gerichtet sein. Gerade deshalb wirkte Dorothea so kindlich und, wie einige Kenner meinten, so einfältig bei all ihrer vermeintlichen Klugheit, wie zum Beispiel im gegenwärtigen Fall, in dem sie sich, bildlich gesprochen, Mr. Casaubon zu Füßen warf und ihm, als wäre er ein protestantischer Papst, die altmodischen Schuhbänder küßte. Sie brachte Mr. Casaubon nicht im geringsten auf den Gedanken, sich zu fragen, ob er gut genug für sie sei, sondern fragte nur angstvoll sich selbst, wie sie gut genug für Mr. Casaubon sein könne. Bevor er am nächsten Tag wegfuhr, hatte man beschlossen, daß die Hochzeit in sechs Wochen stattfinden sollte. Warum nicht? Mr. Casaubons Haus war bereit. Es war kein Pfarrhaus, sondern ein ansehnliches Herrenhaus mit viel dazugehörigem Land. Das Pfarrhaus wurde vom Hilfsgeistlichen bewohnt, der alle Amtsgeschäfte mit Ausnahme der Predigt beim Vormittagsgottesdienst versah.

6

Als Mr. Casaubons Wagen zum Tor hinausfuhr, versperrte er einem Ponywagen die Einfahrt, der von einer Dame gelenkt wurde, hinter der auf dem Rücksitz ein Diener saß. Es war zweifelhaft, ob das Erkennen gegenseitig gewesen war, denn Mr. Casaubon blickte gedankenverloren vor sich hin; aber die Dame hatte scharfe Augen und grüßte

gerade noch rechtzeitig mit einem Kopfnicken und einem »Wie geht's?« hinüber. Trotz des abgetragenen Hutes und des sehr alten Kaschmirschals hielt die Pförtnerin sie offensichtlich für eine wichtige Persönlichkeit, denn sie knickte tief, als der kleine Wagen durch das Tor fuhr.

»Nun, Mrs. Fitchett, wie legen Ihre Hühner jetzt?« fragte die dunkeläugige, rotwangige Dame mit deutlichster Aussprache.

»Mit dem Legen geht es ganz gut, Madam, aber sie haben anfangen, ihre eigenen Eier zu fressen. Wegen all dem komm ich nich zur Ruhe.«

»O diese Kannibalen! Geben Sie sie lieber gleich billig ab. Was verlangen Sie für ein Paar? Man kann Hühner mit schlechtem Charakter nicht essen, wenn sie noch dazu teuer sind.«

»Na schön, ne halbe Krone, Madam, darunter kann ich se nich abgeben.«

»Eine halbe Krone bei diesen Zeiten! Kommen Sie schon – für des Herrn Pfarrers Hühnersuppe am Sonntag. Von unseren Hühnern hat er bereits alle aufgegessen, die ich entbehren konnte. Durch die Predigt sind Sie schon halb bezahlt, Mrs. Fitchett, denken Sie daran! Nehmen Sie dafür ein Tummlertaubenpärchen – schöne Tierchen. Sie müssen kommen und sie sich ansehen. Sie haben noch keine Tummler unter Ihren Tauben.«

»Gut, Madam, Master Fitchett wird nach Feierabend rüberkommen und se sich ansehen. Er is ganz scharf auf neue Sorten. Ihn'n zuliebe.«

»Mir zuliebe! Es wird der beste Handel sein, den er je abgeschlossen hat. Ein Paar geistliche Tauben für ein Paar böartige spanische Hühner, die ihre eigenen Eier fressen! Tun Sie und Fitchett sich nur nicht zu groß! Damit basta!«

Bei den letzten Worten fuhr der Wagen wieder an und

ließ Mrs. Fitchett zurück, die lachte und, bedächtig den Kopf schüttelnd, ausrief: »Na so was! Na so was!«, woraus man hätte schließen können, daß sie das Landleben viel langweiliger finden würde, wenn die Frau Pfarrer nicht so freimütig gesprochen und sich weniger knauserig gezeigt hätte. Tatsächlich hätten sowohl die Pächter als auch die Landarbeiter in den Kirchspielen Freshitt und Tipton einen bedauerlichen Mangel an Gesprächsstoff gehabt, wären nicht die Geschichten darüber gewesen, was Mrs. Cadwallader gesagt und getan hatte, eine Dame von unermeßlich hoher Geburt, Abkömmling unbekannter Grafen, deren Geschlecht so alt war, daß es in nebelhafter Ferne unter der Schar heroischer Schatten verschwand – die sich stets auf ihre Armut berief, die Preise drückte und in umgänglicher Art Späße machte, allerdings in Wendungen, die keinen Zweifel daran ließen, mit wem man es zu tun hatte. Solch eine Dame verlieh sowohl ihrem Rang als auch der Religion etwas Gutnachbarliches und milderte die Härte des noch nicht abgelösten Zehnten. Ein vorbildlicherer Charakter mit einer Beimischung sauer-töpfischer Würde hätte ihr Verständnis für die Neununddreißig Artikel nicht gefördert und hätte auch die Gemeinde nicht so gut zusammengehalten.

Mr. Brooke, der Mrs. Cadwalladers Verdienste von einem anderen Standpunkt aus sah, zuckte leicht zusammen, als sie ihm in der Bibliothek, wo er allein saß, gemeldet wurde.

»Wie ich sehe, hatten Sie unseren Lowicker Cicero hier«, meinte sie, während sie sich bequem hinsetzte, ihre Umhüllung zurückschlug und eine magere, aber wohlgestaltete Figur sehen ließ. »Ich habe den Verdacht, daß Sie beide einen üblen politischen Plan aushecken, sonst kämen Sie mit dem munteren Mann nicht so oft zusammen. Ich werde Sie denunzieren: denken Sie daran, Sie sind

beide verdächtige Personen, seit Sie wegen des Katholikengesetzes Peels Partei nahmen. Ich werde jedem erzählen, daß Sie sich von den Whigs für Middlemarch als Kandidat aufstellen lassen wollen, wenn der alte Pinkerton zurücktritt, und daß Casaubon Sie unter der Hand dabei unterstützt, die Wähler mit Flugschriften zu beeinflussen und die Wirtshäuser zwecks ihrer Verteilung offenzuhalten. Kommen Sie, gestehen Sie!«

»Nichts dergleichen«, entgegnete Mr. Brooke lächelnd und putzte seine Augengläser, errötete aber doch leicht bei der Beschuldigung. »Casaubon und ich sprechen nicht viel über Politik. Er hat auch nicht viel Interesse für die philanthropische Seite der Dinge, Straffälle und dergleichen. Er kümmert sich nur um kirchliche Fragen. Das ist nun wieder nicht auf meiner Linie, wissen Sie.«

»Vi-i-el zu sehr, mein Freund. Ich jedenfalls hörte von Ihren Taten. Wer war es denn, der sein Stückchen Land an die Papisten in Middlemarch verkaufte? Ich glaube, Sie hatten es eigens zu dem Zweck gekauft. Sie sind ja ein wahrer Guy Fawkes! Passen Sie nur auf, daß man Sie nicht am kommenden 5. November in effigie verbrennt. Humphrey wollte nicht herkommen, um mit Ihnen darüber zu rechten; so bin ich denn gekommen.«

»Sehr schön! Ich war darauf vorbereitet, verfolgt zu werden, weil ich nicht verfolge – nicht verfolge, wissen Sie.«

»Da haben wir's! Das ist ein wohlberechneter Effekt, den Sie sich für die Rednerbühne zurechtgelegt haben. Also lassen Sie sich ja nicht auf die Rednerbühne locken, mein lieber Mr. Brooke. Ein Mann, der Reden hält, macht sich immer lächerlich. Es gibt dafür nur eine Entschuldigung: auf der richtigen Seite zu stehen, so daß man für sein Stottern und Stammeln Gottes Segen erbitten kann. Ich warne Sie, Sie werden sich selbst verlieren. Sie werden einen Misch-

masch aus den Meinungen aller Parteien auftischen und von jedermann mit Steinen beworfen werden.«

»Darauf bin ich gefaßt, wissen Sie«, erklärte Mr. Brooke, der sich nicht anmerken lassen wollte, wie wenig ihm diese prophetische Schilderung behagte, »darauf bin ich als unabhängiger Mann gefaßt. Was die Whigs anbelangt, so wird ein Mann, der sich an die großen Denker hält, sich wahrscheinlich von keiner Partei aneln lassen. Er mag bis zu einem gewissen Punkt mit ihr einer Meinung sein – bis zu einem gewissen Punkt, wissen Sie. Aber das ist es ja gerade, was ihr Frauen nicht versteht.«

»Wo Ihr gewisser Punkt liegt? Nein. Mir wäre es lieb, wenn man mir sagte, wie ein Mann einen gewissen Punkt haben kann, wenn er zu keiner Partei gehört, ein Vagabundenleben führt und seinen Freunden nie seine Adresse bekannt gibt. ›Niemand weiß, wo Brooke stehen wird – auf Brooke kann man sich nicht verlassen‹ – so reden die Leute von Ihnen, um ganz offen zu sein. Erwerben Sie sich doch endlich Ansehen! Wie wird es Ihnen gefallen, wenn Sie zu den Parlamentssitzungen gehen und Ihnen jeder argwöhnisch begegnet, Sie ein schlechtes Gewissen und leere Taschen haben?«

»Es liegt mir fern, mit einer Dame über Politik zu streiten«, erklärte Mr. Brooke mit gleichgültig lächelnder Miene, während er doch das unbehagliche Gefühl hatte, daß Mrs. Cadwalladers Angriff den Defensivfeldzug eröffnete, den er durch gewisse unbesonnene Schritte heraufbeschworen hatte. »Das weibliche Geschlecht ist nicht zum Denken geschaffen, wissen Sie – *varium et mutabile semper* – etwas dergleichen. Sie kennen Vergil nicht. Ich kannte« – Mr. Brooke fiel es noch rechtzeitig ein, daß er nicht die persönliche Bekanntschaft des augustäischen Dichters gemacht hatte –, »ich wollte sagen, den seligen Stoddart, wissen Sie. Der hat sich so geäußert. Ihr Frauen seid immer ge-

gen eine unabhängige Haltung – eines Mannes alleiniges Streben nach Wahrheit und dergleichen. Und in keinem Teil der Grafschaft sind die Ansichten engstirniger als hier – ich will keine Steine werfen, wissen Sie, doch jemand muß die unabhängige Richtung vertreten; und wenn ich es nicht tue, wer dann?«

»Wer? Nun, jeder beliebige Emporkömmling ohne rechte Familie und Stellung. Leute von Stand sollten ihren Unabhängigkeitsunsinn zu Hause verbrauchen und nicht damit hausieren gehen. Und Sie, der Sie im Begriff sind, Ihre Nichte, die so gut wie Ihre Tochter ist, mit einem unserer besten Männer zu verheiraten! Sir James wäre höchst unangenehm berührt, es wäre zu hart für ihn, wenn Sie jetzt eine Schwenkung machten und sich als Aushängeschild der Whigs brauchen ließen.«

Mr. Brooke zuckte aufs neue innerlich zusammen, denn kaum war Dorotheas Verlobung beschlossene Sache, als er auch schon an Mrs. Cadwalladers zu erwartende Sticheleien gedacht hatte. Für unwissende Zuschauer mochte es leicht sein zu sagen: ›Streit mit Mrs. Cadwallader‹; doch wohin sollte sich ein Landedelmann wenden, der sich mit seinen ältesten Nachbarn streitet? Wer könnte das feine Aroma des Namens Brooke noch spüren, wenn er gleichgültig herumgereicht würde wie unversiegelter Wein? Ein Mann kann zweifellos nur bis zu einem gewissen Punkt Kosmopolit sein.

»Ich hoffe doch, Chettam und ich werden stets gute Freunde sein; aber ich muß Ihnen leider sagen, daß eine Heirat zwischen ihm und meiner Nichte nicht in Aussicht steht«, erklärte Mr. Brooke, der mit großer Erleichterung durchs Fenster sah, wie Celia hereinkam.

»Warum nicht?« fragte Mrs. Cadwallader in höchst überraschtem Ton. »Es ist kaum zwei Wochen her, seit wir darüber gesprochen haben.«

»Meine Nichte hat einen anderen Bewerber gewählt – hat ihn gewählt, wissen Sie. Ich habe nichts damit zu tun gehabt. Ich hätte Chettam den Vorzug gegeben, und ich hätte auch gemeint, Chettam sei der Mann, den jedes Mädchen gewählt haben würde. Aber diese Dinge lassen sich nicht erklären. Das weibliche Geschlecht ist launenhaft, wissen Sie.«

»Na, und wer ist es denn, dem Sie erlauben werden, sie zu heiraten?« Mrs. Cadwallader überschlug im Geist rasch die Möglichkeiten, die Dorothea zur Wahl standen.

Aber da kam Celia rotbäckig von einem Spaziergang im Garten herein, und Mrs. Cadwalladers Begrüßung mit ihr enthob Mr. Brooke der Notwendigkeit, sogleich zu antworten. Er stand eilig auf und schlurfte mit den Worten: »Da fällt mir ein, ich muß mit Wright wegen der Pferde reden«, hastig aus dem Zimmer.

»Mein liebes Kind, was ist das? – das mit der Verlobung Ihrer Schwester?« fragte Mrs. Cadwallader.

»Sie ist mit Mr. Casaubon verlobt«, erwiderte Celia, indem sie sich wie gewöhnlich auf die einfachste Feststellung der Tatsache beschränkte und sich über die Gelegenheit freute, mit der Pfarrfrau allein zu sprechen.

»Das ist furchtbar! Wie lange geht das schon?«

»Ich erfuhr erst gestern davon. Sie werden in sechs Wochen heiraten.«

»Na, ich gratuliere Ihnen zu Ihrem Schwager, liebes Kind!«

»Dorothea tut mir so leid.«

»Leid? Es ist doch ihre eigene Schuld.«

»Gewiß. Sie sagt, Mr. Casaubon hat eine große Seele.«

»Ach du lieber Himmel!«

»O Mrs. Cadwallader, ich kann es mir nicht schön vorstellen, einen Mann mit großer Seele zu heiraten.«

»Dann lassen Sie sich das als Warnung dienen, liebes

Kind. Sie wissen jetzt, wie so einer aussieht. Wenn der nächste kommt und Sie heiraten will, geben Sie ihm einen Korb.«

»Das würde ich ganz gewiß tun.«

»Wahrhaftig, einer von der Sorte in der Familie ist genug. Sie hat sich wohl nie etwas aus Sir James Chettam gemacht? Was hätten Sie zu *ihm* als Schwager gesagt?«

»Er wäre mir sehr lieb gewesen. Er wäre bestimmt ein guter Ehemann geworden. Nur«, fügte Celia mit leichtem Erröten hinzu (bisweilen schien sie beim bloßen Atmen zu erröten), »nur glaube ich nicht, daß er zu Dorothea gepaßt hätte.«

»Nicht überspannt genug, wie?«

»Dodo ist sehr streng. Sie denkt so viel über alles nach und ist so genau mit dem, was man sagt. Sir James hat ihr wohl nie gefallen.«

»Sie muß ihn bestimmt ermutigt haben. Das ist nicht anständig.«

»Bitte, seien Sie nicht ärgerlich auf Dodo; sie sieht manches nicht. Sie hat so viel an die Pächterhäuser gedacht, und manchmal war sie wirklich unhöflich zu Sir James; aber er ist so nett und hat es nie bemerkt.«

»Nun gut«, sagte Mrs. Cadwallader, indem sie ihren Schal wieder umlegte und sich erhob, als sei sie in Eile, »ich muß sofort zu Sir James fahren und ihm das erzählen. Er wird inzwischen seine Mutter zurückgebracht haben, und da muß ich bei ihnen vorsprechen. Ihr Onkel wird es ihm ja doch nicht sagen. Wir sind alle enttäuscht, meine Liebe. Junge Leute sollten an ihre Familien denken, wenn sie heiraten. Ich selbst habe ein schlechtes Beispiel gegeben – heiratete einen armen Pfarrer und machte mich damit zum Gegenstand geringschätzigen Mitleids bei den De Bracys – konnte mir meine Kohlen nur durch Kriegslist verschaffen und mußte den Himmel um mein Salatöl anflehen. Aber

Casaubon hat Geld genug, *die* Gerechtigkeit muß ich ihm widerfahren lassen. Was seine Herkunft betrifft, so nehme ich an, daß die vier Felder seines Familienwappens drei schwarze Tintenfische und einen steigenden Kommentator tragen. Übrigens, meine Liebe, bevor ich gehe, muß ich noch mit Ihrer Mrs. Carter übers Pastetenbacken sprechen. Ich möchte meine kleine Köchin zu ihr in die Lehre schicken. Wissen Sie, arme Leute mit vier Kindern wie wir können sich keine perfekte Köchin leisten. Ich zweifle nicht daran, daß Mrs. Carter mir den Gefallen tut. Die Köchin von Sir James ist ein ausgemachter Drachen.«

In weniger als einer Stunde hatte Mrs. Cadwallader Mrs. Carter überredet und war zu Sir James Chettam nach Freshitt Hall gefahren, das nicht weit von ihrem Pfarrhaus lag, da ihr Gatte seinen Wohnsitz in Freshitt hatte und in Tipton einen Hilfsgeistlichen beschäftigte.

Sir James Chettam war von der kurzen Reise zurückgekehrt, die ihn für ein paar Tage ferngehalten hatte, und er hatte sich soeben umgekleidet, da er nach Tipton Grange hinüberzureiten beabsichtigte. Sein Pferd stand vor dem Eingang, als Mrs. Cadwallader vorfuhr, und auch er selbst erschien sogleich mit der Reitpeitsche in der Hand. Lady Chettam war noch nicht zurückgekehrt. Doch was Mrs. Cadwallader mitzuteilen hatte, konnte nicht in Gegenwart des Reitknechts geschehen. Deshalb bat sie Sir James, mit ihr in das nahe Gewächshaus zu gehen, um die neuen Pflanzen anzusehen, und während sie in deren Betrachtung stehenblieb, sagte sie: »Ich habe eine schlechte Nachricht für Sie. Ich hoffe, Sie sind nicht ganz so verliebt, wie Sie den Anschein erwecken.«

Es war zwecklos, sich gegen Mrs. Cadwalladers Art, die Dinge darzustellen, verwahren zu wollen. Doch Sir James Miene veränderte sich etwas. Eine unbestimmte Furcht stieg in ihm auf.

»Ich glaube, Brooke wird sich doch noch lächerlich machen. Ich habe ihm vorgeworfen, daß er beabsichtigt, sich von den Liberalen als Kandidat für Middlemarch aufstellen zu lassen, und er blickte ziemlich töricht drein, ohne es zu bestreiten – redete über die unabhängige Richtung und den üblichen Unsinn.«

»Ist das alles?« fragte Sir James ziemlich erleichtert.

»Sie wollen doch nicht etwa sagen, daß Sie es gern sähen, wenn er auf diese Weise an die Öffentlichkeit träte – und sich zu einer Art politischem Marktschreier machte?«

»Man könnte ihn davon abbringen, denke ich. Er würde die Kosten scheuen.«

»Das habe ich ihm auch gesagt. In diesem Punkt ist er einsichtig; in jeder Unze Geiz sind auch immer einige Körnchen gesunden Menschenverstandes enthalten. Geiz ist eine vortreffliche Familieneigenschaft, er schützt davor, daß einer völlig überschnappt. Und die Brookesche Familie muß doch einen Knacks haben, sonst würden wir nicht erleben, was wir jetzt erleben müssen.«

»Was denn? Daß Brooke für Middlemarch kandidiert?«

»Schlimmeres. Ich fühle mich tatsächlich etwas verantwortlich dafür. Ich habe Ihnen immer gesagt, Miss Brooke sei so eine gute Partie. Allerdings wußte ich, daß in ihrem Kopf eine Menge Unsinn steckt – phantastisches methodistisches Zeug. Doch solche Dinge gehen bei Mädchen vorüber. Diesmal bin ich aber sehr befremdet.«

»Was wollen Sie damit sagen, Mrs. Cadwallader?« fragte Sir James. Seine Befürchtung, Miss Brooke könne davongelaufen sein, um sich den Mährischen Brüdern oder irgend-einer in der guten Gesellschaft unbekanntem widersinnigen Sekte anzuschließen, waren von dem Bewußtsein zerstreut worden, daß Mrs. Cadwallader immer alles in den schwärzesten Farben malte. »Was ist mit Miss Brooke geschehen? Nun kommen Sie doch bitte mit der Sprache heraus.«

»Na schön. Sie hat sich verlobt.« Mrs. Cadwallader hielt einen Augenblick inne und beobachtete den tiefverletzten Ausdruck im Gesicht ihres Freundes, den er hinter einem nervösen Lächeln zu verbergen suchte, während er mit der Reitgerte gegen den Stiefel schlug. Doch dann fügte sie schnell hinzu: »Verlobt mit Casaubon.«

Sir James ließ die Reitgerte fallen und bückte sich, um sie wieder aufzuheben. Seine Miene hatte vermutlich nie zuvor soviel konzentrierten Abscheu ausgedrückt wie jetzt, da er sich abermals Mrs. Cadwallader zuwandte und wiederholte: »Casaubon?«

»So ist es. Nun kennen Sie den Zweck meines Besuchs.«

»Großer Gott, das ist schrecklich! Er ist ja eine wahre Mumie!« (Diese Ansicht muß man ihm als einem blühenden, enttäuschten Nebenbuhler nachsehen.)

»Sie sagt, er sei eine große Seele. – Eine große Blase, in der getrocknete Erbsen rasseln!« erklärte Mrs. Cadwallader.

»Was braucht ein alter Hagestolz wie er noch zu heiraten?« meinte Sir James. »Er steht mit einem Fuß bereits im Grabe.«

»Vermutlich will er ihn wieder herausziehen.«

»Brooke sollte es nicht zulassen; er sollte darauf bestehen, daß es aufgeschoben wird, bis sie volljährig ist. Sie würde dann vernünftiger darüber denken. Wozu ist ein Vormund da?«

»Als ob man aus Brooke jemals einen festen Entschluß herausquetschen könnte!«

»Cadwallader könnte mit ihm reden.«

»Der nicht! Humphrey findet alle Menschen reizend. Ich kann ihn nie dazu bringen, über Casaubon etwas Abfälliges zu äußern. Er spricht sogar über den Bischof gut, obgleich ich ihm immer sage, das sei unnatürlich bei einem Pfarrer mit Pfründe. Was kann man mit einem Gatten tun,

der so wenig Sinn für das Schickliche hat? Ich versuche es so gut wie möglich auszugleichen, indem ich selbst von allen Leuten abfällig spreche. Na, nun lassen Sie den Kopf nicht hängen! Miss Brooke sind Sie auf gute Weise losgeworden, ein Mädchen, das von Ihnen verlangt hätte, die Sterne auch am hellen Tag zu sehen. Unter uns gesagt, die kleine Celia ist doppelt soviel wert und wäre wahrscheinlich eine bessere Frau für Sie. Denn diese Heirat mit Casaubon ist ja so, als ginge sie ins Nonnenkloster.«

»Ach, es geht nicht um mich – um Miss Brookes willen sollten ihre Freunde meiner Meinung nach ihren Einfluß geltend machen.«

»Nun ja, Humphrey weiß noch nichts davon. Aber wenn ich es ihm erzähle, so können Sie sicher sein, daß er sagt: ›Warum nicht? Casaubon ist ein guter Kerl – und jung – jung genug.« Diese herzensguten Leute können Essig nicht von Wein unterscheiden, bis sie ihn hinuntergeschluckt haben und eine Kolik bekommen. Wenn ich ein Mann wäre, würde ich jedenfalls Celia den Vorzug geben, besonders wenn Dorothea aus dem Hause ist. Tatsache ist, daß Sie um die eine geworben und die andere gewonnen haben. Ich sehe doch, daß sie Sie beinahe so bewundert, wie ein Mann bewundert werden möchte. Wenn jemand anderes Ihnen das sagen würde, könnten Sie es für Übertreibung halten. Leben Sie wohl!«

Sir James geleitete Mrs. Cadwallader zu ihrem Wagen und schwang sich dann auf sein Pferd. Er würde wegen der unerfreulichen Nachricht, die ihm seine Freundin überbracht hatte, nicht auf seinen Ritt verzichten, sondern nur um so schneller in einer anderen Richtung als der nach Tipton Grange reiten.

Warum in aller Welt hatte sich Mrs. Cadwallader mit Miss Brookes Heirat beschäftigt, und warum hatte sie, als die eine Verbindung, bei der ihre Hand im Spiel zu haben

sie sich schmeichelte, vereitelt war, unverzüglich vorbereitende Schritte zu einer anderen eingeleitet? Bestand etwa ein geschickter Plan, ein Versteckspiel in der Art des Vorgehens, die durch aufmerksame Beobachtung mit Hilfe des Fernrohrs aufgedeckt werden könnten? Nichts dergleichen. Ein Fernrohr hätte die Kirchspiele Tipton und Freshitt, das ganze von Mrs. Cadwallader in ihrem kleinen Wagen besuchte Gebiet absuchen können, ohne Augenzeuge irgendeines Verdacht erregenden Gesprächs oder einer Szene zu werden, von der sie nicht mit derselben ungetrübten Scharfsichtigkeit und derselben von Natur aus frischen Gesichtsfarbe zurückgekehrt wäre. Hätte das praktische Hilfsmittel bereits in den Tagen der Sieben Weisen existiert, so würde einer von ihnen zweifellos bemerkt haben, daß man über Frauen wenig erfahren kann, wenn man sie damit bei ihren Fahrten im Ponywagen verfolgt. Selbst wenn wir einen Wassertropfen durch ein Mikroskop betrachten, glauben wir Entdeckungen zu machen, die sich dann als ziemlich vage erweisen; denn während es unter einer schwachen Linse scheinen mag, als sähe man ein Lebewesen von aktiver Gefräßigkeit, in das sich andere kleinere Lebewesen aus eigenem Antrieb hineinbewegen, als wären sie lauter lebendige Steuerpfennige, enthüllt eine stärkere Linse gewisse äußerst feine Härchen, die die Opfer in einen Strudel ziehen, während der Verschlinger darauf wartet, sie wie gewohnt zu empfangen. So würde also, bildlich gesprochen, eine auf Mrs. Cadwalladers Ehestiftungsbemühungen gerichtete starke Linse das Zusammenspiel winziger Ursachen zeigen, das man als einen Strudel von Gedanken und Worten bezeichnen könnte, der ihr die Art Nahrung zuführte, deren sie bedurfte.

Ihr Leben war ländlich einfach, völlig ohne Geheimnisse, die schädlich, gefährlich oder sonst irgendwie be-

deutsam waren, und wurde nicht bewußt von den großen Angelegenheiten der Welt berührt. Um so mehr interessierten sie die Angelegenheiten der großen Welt, wenn sie ihr in den Briefen hochgeborener Verwandter mitgeteilt wurden: wie liebenswürdige jüngere Söhne vor die Hunde gegangen waren, indem sie ihre Mätressen heirateten; die vornehme blaublütige geistige Zurückgebliebenheit des jungen Lord Tapir und die gichtischen Wutanfälle des alten Lord Megatherium; die genaue Kreuzung zweier Stammbäume, die eine Adelskrone in einen neuen Zweig und dadurch dem Klatsch neue Nahrung zugeführt hatte – das waren Themen, die sie in allen Einzelheiten äußerst genau behielt und in einem wohlschmeckenden Ragout wiedergab, an dem sie selbst um so mehr Freude hatte, als sie so unbedingt an hohe und niedrige Geburt glaubte wie an Wild und Raubzeug. Wegen seiner Armut würde sie nie jemanden verleugnet haben: ein De Bracy, der in so bedrängte Verhältnisse geraten war, daß er aus einem Napf essen mußte, wäre ihr nur als Beispiel des Leidens erschienen, das einer übertriebenen Schilderung wert war, und ich fürchte, daß sie sich über seine aristokratischen Laster nicht entsetzt hätte. Aber gegen den gewöhnlichen Reichen empfand sie eine Art religiösen Hasses, denn sie hatten ihr ganzes Vermögen wahrscheinlich aus hohen Ladenpreisen gewonnen, und Mrs. Cadwallader haßte hohe Preise für alles, was ihr nicht in Naturalien ins Pfarrhaus gebracht wurde. Solche Leute gehörten nicht zu Gottes Schöpfungsplan, und ihre Aussprache tat ihr in den Ohren weh. Eine Stadt, in der es von solchen Ungeheuern wimmelte, war kaum mehr als eine Art derben Schwanks, von dem man im gebildeten Weltsystem keine Notiz nehmen konnte. Möge jede Leserin, die geneigt ist, streng über Mrs. Cadwallader zu urteilen, den Bereich ihrer eigenen vortrefflichen Ansichten untersuchen, und sie kann si-

cher sein, daß er allen Aufnahme gewährt, die die Ehre haben, ihrer Gesellschaftsklasse anzugehören.

Wie konnte Mrs. Cadwallader mit einem Geist von der Aktivität des Phosphors, der alles, was ihm nahe kam, in die ihm gemäße Form brachte, begreifen, daß die beiden Misses Brooke und ihre Heiratsaussichten ihrem Einfluß nicht unterlagen? Insbesondere, da sie seit Jahren die Gewohnheit hatte, Mr. Brooke in freundschaftlichster Offenheit zu schelten und ihm im Vertrauen zu erklären, daß sie eine ziemlich geringe Meinung von ihm habe. Gleich nach der Übersiedelung der jungen Damen nach Tipton hatte sie Dorotheas Heirat mit Sir James ins Auge gefaßt, und wäre es zu dieser Verbindung gekommen, so hätte sie sie mit Gewißheit als ihr Werk angesehen. Daß nichts daraus werden sollte, nachdem sie von ihr geplant war, versetzte sie in eine Entrüstung, die ihr jeder denkende Mensch nachfühlen wird. Sie war die Diplomatin von Tipton und Freshitt, und daß irgend etwas ohne ihr Zutun geschah, war eine anstößige Regelwidrigkeit. Solche sonderbaren Einfälle wie der von Miss Brooke empörten Mrs. Cadwallader, und sie erkannte jetzt, daß ihre Meinung über dieses Mädchen von der milden Nachsicht ihres Mannes beeinflußt gewesen war; diese methodistischen Anwandlungen, dieses Gebaren, als wäre sie frömmer als der Pfarrer und der Hilfsgeistliche zusammen, rührten von einem tiefersitzenden, mehr in ihrer Gemütsverfassung begründeten Übel her, als sie hatte annehmen wollen.

»Ich geb's jedenfalls auf mit ihr«, sagte Mrs. Cadwallader zuerst zu sich und dann zu ihrem Gatten. »Hätte sie Sir James geheiratet, so wäre aus ihr möglicherweise eine gesunde, verständige Frau geworden. Er hätte ihr nie widersprochen, und wenn einer Frau nicht widersprochen wird, hat sie keine Veranlassung, auf ihren absurden Ideen

zu beharren. Ich wünsche ihr jedenfalls viel Glück in ihrem härenen Büßerhemd.«

Daraus folgte, daß Mrs. Cadwallader nun eine andere Verbindung für Sir James beschließen mußte, und da sie entschieden hatte, daß es die jüngere Miss Brooke sein sollte, hätte kein geschickterer Schachzug zum Gelingen ihres Planes beitragen können als die Andeutung dem Baronet gegenüber, daß er Eindruck auf Celias Herz gemacht habe; denn er gehörte nicht zu jenen Männern, die nach dem unerreichbaren Apfel der Sappho schmachten, der sie vom höchsten Zweig anlacht – nach Reizen, die

*wie Schlüsselblumen lächeln auf der Klippe,
der Hand, bereit zu pflücken, unerreichbar.*

Er vermochte keine Sonette zu schreiben, und es mußte ihn unangenehm berühren, daß die Frau, der er den Vorzug gegeben hatte, ihn nicht gleichfalls anderen vorzog. Bereits die Kenntnis davon, daß Dorothea Mr. Casaubon gewählt hatte, versetzte seiner Zuneigung einen Stoß und verminderte ihre Macht über ihn. Obgleich Sir James die Jagd liebte, hegte er gegen Frauen doch andere Gefühle als gegen Waldhühner und Füchse und betrachtete seine zukünftige Ehefrau nicht als Beute, die ihren Wert hauptsächlich durch die Reize der Jagd erhielt. Auch war er mit den Sitten primitiver Völker nicht so vertraut, als daß er einen edlen Kampf um sie, gewissermaßen mit dem Tomahawk in der Hand, um des historischen Fortbestands des Ehebundes willen für erforderlich gehalten hätte. Im Gegenteil, da er die liebenswürdige Eitelkeit besaß, die uns zu denen hinzieht, die uns zugetan sind, und uns denen abgeneigt macht, die sich gleichgültig gegen uns zeigen, da er ferner von gutherziger, dankbarer Veranlagung war, spann die bloße Vorstellung, daß eine Frau ihm gewogen sei, feine Fäden der Zärtlichkeit von seinem Herzen zu ihrem hin.

So geschah es nun, daß Sir James, nachdem er eine halbe Stunde ziemlich schnell in einer Richtung geritten war, die der nach Tipton Grange entgegengesetzt lag, das Tempo verlangsamte und schließlich in einen Weg einbog, der ihn mit einer Abkürzung zurückführte. Die verschiedenartigsten Gefühle brachten ihn zu dem Entschluß, trotz allem heute nach Tipton Grange zu reiten, als ob nichts geschehen sei. Unwillkürlich freute er sich, daß er seinen Antrag noch nicht vorgebracht und infolgedessen keinen Korb bekommen hatte. Schon aus rein freundschaftlicher Höflichkeit mußte er Dorothea wegen der Pächterhäuser aufsuchen, und Mrs. Cadwallader hatte ihn nun glücklicherweise darauf vorbereitet, daß er, falls erforderlich, seine Glückwünsche aussprechen konnte, ohne allzu große Verlegenheit zu zeigen. Angenehm war es ihm wirklich nicht; Dorothea aufzugeben war ihm schmerzlich. Allein in dem Entschluß, diesen Besuch nicht aufzuschieben und sich seine Gefühle nicht anmerken zu lassen, lag eine Art Zähnezusammenbeißen und ein Gegenreizmittel. Und ohne sich des Beweggrundes deutlich bewußt zu sein, sagte ihm zweifellos sein Instinkt, daß Celia dort sein werde und er ihr größere Aufmerksamkeit als bisher schenken sollte.

Wir Sterblichen, Männer wie Frauen, schlucken manche Enttäuschung zwischen Frühstück und Abendessen herunter, halten die Tränen zurück und sehen um den Mund ein wenig bleich aus. Auf Fragen antworten wir: ›Oh, nichts!‹ Der Stolz hilft uns; und Stolz ist gar nicht so schlecht, wenn er uns anspornt, unsere eigenen Wunden zu verheimlichen – nicht andere zu verletzen.

Wie zu erwarten, verbrachte Mr. Casaubon während dieser Wochen einen großen Teil seiner Zeit in Tipton Grange, und die Behinderung, die der Fortgang seines großen Werkes: der ›Schlüssel zu allen Mythologien‹, durch den Brautstand erfuhr, veranlaßte ihn natürlich, der glücklichen Beendigung dieses Zustandes um so sehnsüchtiger entgegenzusehen. Doch er hatte diese Behinderung wohlüberlegt auf sich genommen, da er zu der Überzeugung gelangt war, daß es höchste Zeit für ihn sei, sein Leben mit den Reizen weiblicher Gesellschaft zu verschönen, die Niedergeschlagenheit, die sich infolge Erschöpfung in den Pausen zwischen emsiger Arbeit seiner manchmal bemächtigte, durch das Spiel weiblicher Phantasie zu zerstreuen und sich bereits jetzt, auf der Höhe des Lebens, für den Lebensabend die Tröstung weiblicher Pflege zu sichern. Deshalb war er entschlossen, sich hinfort dem Strom seines Gefühls zu überlassen, und sah vielleicht voller Überraschung, welch ungemein dünnes Rinnsal es war. Wie in wasserarmen Gegenden die Taufe durch Untertauchen nur symbolisch vollzogen werden konnte, so stellte Mr. Casaubon fest, daß Besprengen die äußerste Annäherung an ein Eintauchen war, die sein Strom ihm erlauben würde, und er schloß daraus, daß die Dichter die Stärke männlicher Leidenschaft sehr übertrieben hatten. Immerhin beobachtete er mit Vergnügen, daß Miss Brooke eine glühende, demütige Zuneigung bewies, die seine angenehmsten Erwartungen von der Ehe zu erfüllen versprach. Einige Male war es ihm zwar in den Sinn gekommen, daß möglicherweise eine Unzulänglichkeit in Dorotheas Wesen an seiner recht gemäßigten Ergebenheit schuld sei; doch er vermochte eine solche Unzulänglichkeit nicht herauszufinden oder sich eine Frau vorzustellen, die ihm bes-

ser gefallen hätte, so daß dies offensichtlich nur auf die herkömmlichen Übertreibungen zurückzuführen war.

»Könnte ich mich nicht bereits darauf vorbereiten, Ihnen nützlich zu sein?« fragte Dorothea eines Morgens ganz zu Anfang ihrer Verlobungszeit. »Könnte ich nicht lernen, Ihnen Latein und Griechisch vorzulesen, wie Miltons Töchter ihrem Vater vorlesen, ohne das Gelesene zu verstehen?«

»Ich fürchte, es wäre sehr ermüdend für Sie«, meinte Mr. Casaubon lächelnd, »und wenn ich mich recht entsinne, so betrachteten die von Ihnen erwähnten jungen Damen diese Übung in ihnen unverständlichen Sprachen als einen Grund zur Auflehnung gegen den Dichter.«

»Ja, aber erstens waren sie ganz leichtfertige Mädchen, sonst wären sie stolz darauf gewesen, solch einem Vater zu dienen, und zweitens hätten sie für sich die Sprachen betreiben und verstehen lernen können, was sie lasen; dann hätte es sie interessiert. Sie halten mich hoffentlich nicht für leichtfertig und dumm?«

»Ich halte Sie für alles, was eine hervorragende junge Dame in jeder möglichen Lebenslage sein kann. Gewiß wäre es von großem Vorteil, wenn Sie die griechischen Buchstaben beherrschten, und zu diesem Zweck wäre es gut, mit ein wenig Lesen zu beginnen.«

Dorothea nahm das als eine kostbare Erlaubnis auf. Sie würde Mr. Casaubon nicht sogleich gebeten haben, sie die alten Sprachen zu lehren, da sie nichts so sehr fürchtete, wie lästig anstatt hilfreich zu sein; aber sie wünschte nicht allein aus Ergebenheit zu ihrem künftigen Gatten, Latein und Griechisch zu können. Diese Bereiche männlichen Wissens erschienen ihr als eine Basis, von der aus sich jede Wahrheit besser erkennen ließ. Wie es jetzt war, zweifelte sie ständig an ihren eigenen Schlußfolgerungen, da sie sich ihrer Unwissenheit bewußt war. Wie konnte sie sicher

sein, daß Pächterhäuser mit nur einem Raum nicht dem Ruhme Gottes dienten, wenn Männer, die die Klassiker gelesen hatten, mit dem religiösen Eifer Gleichgültigkeit gegenüber den Pächterhäusern zu vereinbaren schienen? Vielleicht würde sogar Hebräisch erforderlich sein – wenigstens das Alphabet und einige Grundbegriffe –, um zum Kern der Dinge vorzudringen und vernünftig über die sozialen Pflichten des Christen zu urteilen. Sie hatte den Punkt der Entsagung noch nicht erreicht, an dem sie sich damit zufriedengegeben hätte, einen gelehrten Gatten zu haben; das arme Kind wünschte selbst gelehrt zu sein. Bei all ihrer angeblichen Klugheit war Miss Brooke wirklich sehr naiv. Celia, der man nie allzuviel Verstand zugetraut hatte, erkannte viel schneller, welche Leere sich hinter der Anmaßung anderer Leute verbarg. Schlechthin wenig Gefühl zu besitzen scheint die einzige Sicherung dagegen, bei besonderer Gelegenheit zu tief zu empfinden.

Mr. Casaubon erklärte sich jedenfalls bereit, eine ganze Stunde lang zuzuhören und zu lehren, wie ein Schulmeister einen kleinen Knaben, oder vielmehr wie ein Liebender, der in der elementaren Unwissenheit seiner Geliebten und in den Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hat, etwas ihr in rührender Weise Anstehendes sieht. Nur wenigen Gelehrten würde es unter solchen Umständen mißfallen haben, das Alphabet zu lehren. Doch Dorothea selbst war über ihre eigene Dummheit betroffen und fühlte sich entmutigt. Die Antworten, die sie auf einige schüchterne Fragen hinsichtlich des Wertes des griechischen Akzents erhielt, erregten in ihr den schmerzlichen Verdacht, daß es sich hier in der Tat um Geheimnisse handeln könne, die dem Verstand einer Frau unerklärlich blieben.

Mr. Brooke hegte über diesen Punkt keinen Zweifel und äußerte sich darüber in seiner gewohnten unverblühten

Art, als er eines Tages in die Bibliothek kam und die beiden gerade bei der Lektüre fand.

»Na hören Sie mal, Casaubon, solche schwierigen Studien, die klassischen Schriftsteller, Mathematik und dergleichen, sind doch zu anstrengend für eine Frau – zu anstrengend, wissen Sie.«

»Dorothea ist nur im Begriff, die Buchstaben zu lernen«, war Mr. Casaubons ausweichende Antwort. »Sie war so rücksichtsvoll, an die Schonung meiner Augen zu denken.«

»Ah so, ohne den Text zu verstehen, wissen Sie – das mag gar nicht so übel sein. Aber der weibliche Geist hat etwas Leichtes an sich, etwas Oberflächliches – Musik, die schönen Künste und dergleichen – damit sollten sie sich bis zu einem gewissen Grade beschäftigen, die Frauen, aber nicht ernsthaft, wissen Sie. Eine Frau sollte sich hinsetzen und uns eine schöne alte englische Weise vorspielen oder vorsingen können. Das habe ich gern, obwohl ich die meisten Sachen schon gehört habe – in der Wiener Oper war – Gluck, Mozart, alle diese Sachen. Aber in der Musik bin ich konservativ – es ist nicht wie mit den Ideen, wissen Sie. Ich halte an den guten alten Liedern fest.«

»Mr. Casaubon liebt Klavierspiel nicht, und ich bin sehr froh darüber«, erklärte Dorothea, deren geringschätzigste Meinung über Hausmusik und weibliche Beschäftigung mit den schönen Künsten ihr verziehen werden muß in Anbetracht des unbedeutenden Geklippers und Geschmieres, in der diese zu jener unaufgeklärten Zeit hauptsächlich bestanden. Sie lächelte und blickte mit dankbaren Augen zu ihrem Bräutigam auf. Hätte er sie unentwegt gebeten, die ›Last Rose of Summer‹ zu spielen, so würde es sie viel Überwindung gekostet haben. »Er sagt, in Lowick steht nur ein altes Spinnett, und das ist ganz mit Büchern bedeckt.«

»Na, da bist du aber Celia gegenüber im Nachteil, liebes Kind. Celia spielt sehr hübsch und ist immer bereit zu spielen. Wenn Casaubon es nicht mag, hast du allerdings recht. Es ist aber schade, Casaubon, daß Ihnen solche kleinen Erholungen nicht vergönnt sein sollen; den Bogen ständig gespannt – dergleichen, wissen Sie – ist nicht gut.«

»Ich vermochte es nie als Erholung anzusehen, wenn meine Ohren mit rhythmischen Geräuschen gequält werden«, erwiderte Mr. Casaubon. »Eine oft wiederholte Melodie hat auf mich die lächerliche Wirkung, daß die Worte in meinem Kopf, um im Takt zu bleiben, eine Art Menuett tanzen – eine kaum erträgliche Wirkung, meine ich, wenn man dem Kindesalter entwachsen ist. Gegen die erhabeneren Formen der Musik, die würdig sind, ernste Feierlichkeiten zu begleiten, und die sogar nach Auffassung der alten Griechen und Römer einen erzieherischen Einfluß haben, sage ich nichts, denn mit ihnen haben wir es im Augenblick nicht zu tun.«

»Nein, aber solche Musik würde mir sehr gefallen«, meinte Dorothea. »Als wir von Lausanne heimreisten, hörten wir uns mit dem Onkel die große Orgel in Freiburg an, und dabei kamen mir die Tränen.«

»So etwas ist ungesund, liebes Kind«, sagte Mr. Brooke. »Casaubon, sie wird nun in Ihren Händen sein. Sie müssen meine Nichte lehren, die Dinge gelassener zu nehmen, wie, Dorothea?«

Er endete mit einem Lächeln, da er seine Nichte nicht verletzen wollte, dachte aber wirklich, es sei wohl besser für sie, beizeiten mit einem so nüchternen Menschen wie Casaubon verheiratet zu werden, da sie von Chettam nichts wissen wollte.

›Es ist allerdings verwunderlich‹, sagte er sich, als er aus dem Zimmer schlurfte, ›es ist verwunderlich, daß sie ihn gern haben soll. Immerhin ist es eine gute Partie. Ich

würde meine Befugnisse überschritten haben, wenn ich es verhindert hätte, mag Mrs. Cadwallader sagen, was sie will. Er wird ziemlich sicher Bischof werden, das wird Casaubon. Das war eine sehr zeitgemäße Streitschrift von ihm zur Katholischen Frage – mindestens ein Dechanat. Sie sind ihm ein Dechanat schuldig.<

Und hier muß ich meinen Anspruch auf eine philosophische Betrachtungsweise geltend machen, indem ich bemerke, daß Mr. Brooke bei dieser Gelegenheit wohl kaum an die radikale Rede über die Einnahmen der Bischöfe dachte, die zu halten er sich zu einem späteren Zeitpunkt bewogen fühlte. Welcher gewandte Geschichtsschreiber würde sich eine günstige Gelegenheit entgehen lassen, darauf hinzuweisen, daß seine Helden weder den Verlauf der Weltgeschichte noch gar ihre eigenen Taten voraussahen? Daß zum Beispiel Heinrich von Navarra, als er noch ein protestantischer Säugling war, wohl kaum daran dachte, einmal ein katholischer Monarch zu werden; oder daß Alfred der Große, als er seine arbeitsreichen Nächte an brennenden Kerzen maß, noch keine Ahnung von künftigen Herren hatte, die ihre müßigen Tage an Taschenuhren messen würden. Hier ist eine Fundgrube der Wahrheit, die unsere Kohlegruben voraussichtlich überdauern wird, so tatkräftig man diese auch ausbeuten mag.

Doch über Mr. Brooke möchte ich eine weitere Bemerkung machen, die durch das Vorhergesagte vielleicht weniger gerechtfertigt ist: daß es nämlich wahrscheinlich nicht viel ausgemacht hätte, wenn er seine Rede bereits im voraus gekannt hätte. Wohlgefällig daran zu denken, daß der Gatte seiner Nichte ein hohes kirchliches Einkommen bezog, war *eine* Sache, eine liberale Rede zu halten eine andere; und das ist ein beschränkter Geist, der nicht fähig ist, einen Gegenstand von verschiedenen Gesichtspunkten aus zu betrachten.

Sir James Chettam fand es erstaunlich, wie leicht es ihm fiel, auch weiterhin gern Tipton Grange zu besuchen, nachdem er sich erst einmal mit dem Gedanken abgefunden hatte, in Dorothea eine Frau zu sehen, die mit einem anderen Mann verlobt war. Allerdings war es ihm bei der ersten Begegnung, als durchzuckte ihn ein Blitz, und er fühlte während des ganzen Gesprächs ein heimliches Unbehagen; aber infolge seiner Gutherzigkeit war sein Unbehagen, wie zugegeben werden muß, geringer, als es der Fall gewesen wäre, wenn er seinen Nebenbuhler für einen glänzenden, erstrebenswerten Heiratskandidaten gehalten hätte. Er hatte nicht das Empfinden, von Mr. Casaubon in den Schatten gestellt zu werden; er war nur betroffen, daß Dorothea einer so traurigen Täuschung unterlag, und seine Kränkung verlor etwas an Bitterkeit, indem sich Mitleid hineinmischte.

Obwohl Sir James sich sagte, daß er gänzlich auf sie verzichtet habe, da sie mit dem Starrsinn einer Desdemona keine Neigung zu einer Verbindung gezeigt hatte, die offensichtlich für sie passend und naturgemäß war, konnte er jedoch bei dem Gedanken an ihre Verlobung mit Mr. Casaubon nicht ganz unbeteiligt bleiben. An dem Tage, als er die beiden, mit seiner jetzigen Kenntnis, beisammen sah, schien es ihm, als habe er die Angelegenheit nicht ernst genug genommen. Brooke war wirklich zu tadeln, er hätte es verhindern sollen. Wer konnte mit ihm reden? Vielleicht könnte auch jetzt noch etwas getan werden, um die Hochzeit wenigstens aufzuschieben. Auf dem Heimweg sprach er im Pfarrhaus vor und fragte nach Mr. Cadwallader. Zum Glück war der Pfarrer zu Hause, und sein Besucher wurde ins Studierzimmer geführt, wo das ganze Angelgerät hing. Er selbst befand sich in einem kleinen Nebenraum, wo er

an seiner Drechselbank beschäftigt war, und rief dem Baronet zu, er möge zu ihm hereinkommen. Die beiden waren bessere Freunde als irgendein Gutsbesitzer und Geistlicher in der Grafschaft – eine bedeutsame Tatsache, die zu ihrem freundlichen Gesichtsausdruck paßte.

Mr. Cadwallader war ein hochgewachsener Mann mit vollen Lippen und einem milden Lächeln, sehr schlicht und derb im Äußeren, jedoch von jener wahrhaft unerschütterlichen Ruhe und guten Laune, die ansteckend wirken und wie im Sonnenschein liegende schöne grüne Hügel selbst einen erzürnten Egoismus besänftigen und ihn überdies dazu bringen, sich über sich selbst zu schämen. »Nun, wie geht es Ihnen?« fragte er und reichte eine Hand hin, die nicht im geeigneten Zustand war, gedrückt zu werden. »Es tut mir leid, daß Sie mich letztes Mal nicht getroffen haben. Gibt es etwas Besonderes? Sie sehen verärgert aus.«

Sir James' Stirn zeigte eine kleine Falte, ein leichtes Herabziehen der Augenbraue, was er absichtlich zu betonen schien, als er antwortete.

»Es handelt sich nur um Brookes Verhalten. Ich finde wirklich, es sollte jemand mit ihm reden.«

»Wieso? Beabsichtigt er zu kandidieren?« fragte Mr. Cadwallader, während er mit dem Ordnen der Spulen fortfuhr, die er soeben gedrechselt hatte. »Ich glaube kaum, daß er die Absicht hat. Aber was schadet's, wenn es ihm Spaß macht? Jeder, der gegen die Liberalen ist, sollte froh sein, wenn sie nicht den stärksten Mann aufstellen. Sie werden die Verfassung nicht umstürzen mit unseres Freundes Kopf als Sturmbock.«

»Ach, das meine ich ja gar nicht«, erklärte Sir James, der, nachdem er seinen Hut aus der Hand gelegt und sich in einen Sessel geworfen hatte, die Beine übereinanderschlug und tief erbittert seine Stiefelsohle zu untersuchen

begann. »Ich meine diese Heirat. Ich meine, daß er dieses blühende junge Mädchen Casaubon heiraten läßt.«

»Was ist denn mit Casaubon? Ich sehe nichts Nachteiliges an ihm – wenn das Mädchen ihn gern hat.«

»Sie ist viel zu jung, um zu wissen, was sie gern hat. Ihr Vormund sollte dagegen einschreiten. Ich staune, daß ein Mann wie Sie, Cadwallader, ein Mann mit Töchtern, bei dieser Sache so gleichgültig zusehen kann – und mit einem Herzen wie dem Ihrigen! Nehmen Sie die Angelegenheit doch einmal ernst.«

»Ich scherze nicht, ich bin so ernst wie möglich«, erklärte der Pfarrer mit einem aufreizenden leisen Lachen. »Sie sind genauso schlimm wie Elinor. Sie verlangt von mir, ich solle zu Brooke gehen und ihm die Leviten lesen, und ich habe sie daran erinnert, daß ihre Freunde eine sehr schlechte Meinung von der Partie hatten, die sie machte, als sie mich heiratete.«

»Aber sehen Sie sich doch Casaubon an!« sagte Sir James entrüstet. »Er ist bestimmt schon fünfzig, und ich kann mir nicht vorstellen, daß er jemals mehr als der Schatten eines Mannes gewesen ist. Sehen Sie sich seine Beine an!«

»Zum Kuckuck mit euch gutaussiehenden jungen Burschen! Ihr bildet euch immer ein, alles in der Welt muß sich nach euch richten. Ihr versteht nichts von Frauen. Sie bewundern euch nicht halb so sehr, wie ihr euch selbst bewundert. Elinor pflegte ihren Schwestern zu erklären, sie heirate mich um meiner Häßlichkeit willen – die wäre so abwechslungsreich und amüsant, daß sie all ihre Bedenken besiegt hätte.«

»Ja Sie! Es war ziemlich leicht für eine Frau, Sie zu lieben. Aber hier geht es nicht um Schönheit. Ich mag Casaubon nicht.« Das war Sir James' nachdrücklichste Art, anzudeuten, daß er vom Charakter eines Menschen eine schlechte Meinung hatte.

»Warum? Was wissen Sie gegen ihn vorzubringen?« fragte der Pfarrer, wobei er seine Spulen weglegte und mit aufmerksamer Miene die Daumen in die Armlöcher steckte.

Sir James schwieg einen Augenblick. Es fiel ihm in der Regel nicht leicht, seine Gründe anzugeben, und es schien ihm seltsam, daß die Leute sie nicht ohne Erklärung ein-sahen, da er doch nur empfand, was vernünftig war. Endlich sagte er: »Nun, Cadwallader, hat er denn überhaupt ein Herz?«

»Gewiß. Ich meine keins von der schmelzenden Sorte, aber einen gesunden Kern, darauf können Sie sich verlas-sen. Er ist zu seinen armen Verwandten sehr gut, sorgt für den Unterhalt mehrerer Frauen und gibt ziemlich viel für die Ausbildung eines jungen Burschen aus. Casaubon han-delt stets seinem Gerechtigkeits-sinn entsprechend. Die Schwester seiner Mutter ging eine unpassende Ehe ein – mit einem Polen, glaube ich, sagte sich los, wurde jeden-falls von der Familie verstoßen. Wäre das nicht geschehen, hätte Casaubon nicht einmal halb soviel Geld geerbt. Er hat wohl selbst Nachforschungen nach seinen Vettern an-gestellt und tut für sie, was er kann. Nicht jeder würde ei-nen so guten Klang geben, wenn man sein Metall prüfte. Sie wohl, Chettam, aber nicht jeder.«

»Ich weiß nicht«, erwiderte Sir James errötend. »Ich bin da nicht so sicher.« Er hielt einen Augenblick inne und fuhr dann fort: »Da hat Casaubon das Rechte getan. Aber ein Mensch kann das Rechte tun wollen und doch so etwas wie ein pergamentener Kodex sein. Eine Frau wird vielleicht nicht glücklich mit ihm. Und ich bin der Meinung, wenn ein Mädchen so jung wie Miss Brooke ist, sollten ihre Freunde sich ein bißchen einmischen, um zu verhindern, daß sie etwas Törichtes tut. Sie lachen, weil Sie denken, daß ich selbst etwas für sie empfinde. Aber mein Ehrenwort, das ist es nicht. Ich würde ebenso

empfinden, wenn ich Miss Brookes Bruder oder Onkel wäre.«

»Schön, aber was würden Sie tun?«

»Ich würde erklären, daß die Hochzeit nicht festgelegt wird, bevor Miss Brooke mündig ist. Und verlassen Sie sich darauf, in diesem Fall würde es nie dazu kommen. Ich wünschte, Sie könnten es so sehen wie ich – ich wünschte, Sie würden mit Brooke darüber reden.«

Während der letzten Worte erhob sich Sir James, denn er sah Mrs. Cadwallader vom Studierzimmer her eintreten. Sie hielt ihr jüngstes, etwa fünfjähriges Töchterchen an der Hand, das sogleich zum Papa lief und es sich auf seinen Knien bequem machte.

»Ich höre gerade, worüber Sie sprechen«, mischte sich die Pfarrersfrau ein. »Aber Sie werden Humphrey nicht beeindrucken. Solange die Fische an seinem Köder anbeißen, ist ihm jedermann recht. Denken Sie doch, Casaubon hat einen guten Forellenbach und hat überhaupt nicht die Absicht, darin zu fischen. Könnte es einen besseren Menschen geben?«

»Na ja, da ist was dran«, meinte der Pfarrer mit seinem ruhigen leisen Lächeln. »Es ist eine hervorragende Eigenschaft, wenn ein Mensch einen Forellenbach besitzt.«

»Aber im Ernst, meinen Sie nicht auch, daß es von Nutzen wäre, wenn der Herr Pfarrer sich dazu äußern würde?« fragte Sir James, dessen Ärger noch nicht verflogen war.

»Ich habe es Ihnen ja gleich gesagt, was er dazu meinen wird«, antwortete Mrs. Cadwallader, wobei sie die Augenbrauen hochzog. »Ich habe getan, was ich konnte, und will nichts mehr mit dieser Heirat zu tun haben.«

»Erstens wäre es unsinnig zu erwarten, daß ich Brooke überzeugen und dazu veranlassen könnte, sich entsprechend zu verhalten. Brooke ist ein sehr guter Kerl, aber

weich; er läßt sich leicht beeinflussen, aber er bleibt dann nicht fest«, sagte der Pfarrer mit ziemlich ernster Miene.

»Er könnte lange genug festbleiben, um die Hochzeit hinauszuschieben«, entgegnete Sir James.

»Aber mein lieber Chettam, weshalb sollte ich meinen Einfluß zu Casaubons Nachteil geltend machen, solange ich dessen nicht sicherer bin als jetzt, daß ich zu Miss Brookes Vorteil handeln würde? Mir ist nichts Nachteiliges über Casaubon bekannt. Ich kümmere mich nicht um seinen Xisuthros und Fi-fo-fum und so weiter, denn er kümmert sich ja auch nicht um mein Angelgerät. Was seine Haltung in der Katholischen Frage anbelangt, so war diese unerwartet. Aber er ist stets höflich zu mir, und ich sehe nicht ein, warum ich Spielverderber sein soll. Ich kann jedenfalls nur sagen, Miss Brooke wird mit ihm vielleicht glücklicher als mit einem anderen Mann.«

»Humphrey, du bringst mich auf! Du weißt, daß du lieber gar nicht ißt, als mit Casaubon allein zu speisen. Ihr habt auch nichts zu sagen.«

»Was hat das damit zu tun, daß Miss Brooke ihn heiraten will? Sie tut es nicht zu meinem Vergnügen.«

»Er hat kein richtiges rotes Blut in den Adern«, meinte Sir James.

»Nein, jemand tat einen Tropfen davon unter ein Vergrößerungsglas, und es bestand nur aus Semikolons und Klammern«, bekräftigte Mrs. Cadwallader.

»Warum bringt er nicht lieber sein Buch heraus, anstatt zu heiraten?« fragte Sir James mit einem Widerwillen, zu dem er sich als natürlich empfindender englischer Laie berechtigt fühlte.

»Nun, er träumt von Fußnoten, und die laufen mit seinem ganzen Verstand davon. Als er ein kleiner Junge war, soll er einen Auszug aus dem Däumling angefertigt haben, und seitdem fertigt er unentwegt Auszüge an. Hu! Und

von diesem Mann behauptet Humphrey unbeirrt, daß eine Frau mit ihm glücklich werden kann.«

»Er entspricht eben Miss Brookes Geschmack«, verteidigte sich der Pfarrer. »Ich behaupte nicht, daß ich den Geschmack jeder jungen Dame verstehe.«

»Wenn sie nun Ihre eigene Tochter wäre?« fragte Sir James.

»Das wäre etwas ganz anderes. Sie ist aber nicht meine Tochter, und ich fühle mich nicht berufen, mich da einzumischen. Casaubon ist so gut wie die meisten von uns. Er ist ein gelehrter Geistlicher und eine Zierde unseres Standes. Irgendein Radikaler hat in seiner Rede in Middlemarch gesagt, Casaubon sei der gelehrte, strohdreschende Pfarrer, Freke der mauernde und ich der angelnde Pfarrer. Und ich sehe wahrhaftig nicht ein, warum der eine besser oder schlechter als der andere sein soll.« Der Pfarrer schloß mit seinem leisen Lachen. Er war immer empfänglich für den Witz einer gegen ihn gerichteten spöttischen Bemerkung. Sein Gewissen war groß und ruhig wie alles an ihm, es tat nur, was es mühelos zu tun vermochte.

Offensichtlich würde es keine Einmischung von seiten Mr. Cadwalladers in Miss Brookes Heiratsabsichten geben, und Sir James fühlte mit einiger Trauer, daß sie völlige Freiheit zu einer falschen Entscheidung haben würde. Es zeugte von seinem guten Charakter, daß er seine Absicht, nach Dorotheas Bauplänen Pächterhäuser errichten zu lassen, durchaus nicht fallenließ. Zweifellos war diese Beharrlichkeit das beste Mittel, seine Würde zu wahren; allein der Stolz hilft uns zwar dabei, großmütig zu sein, doch er macht uns ebensowenig großmütig, wie Eitelkeit uns geistreich macht. Dorothea war sich nun über Sir James' Stellung ihr gegenüber soweit im klaren, daß sie die Korrektheit anerkannte, mit der er seine Pflichten als Gutsbesitzer auch weiterhin erfüllte, wozu ihn zunächst die Zuvorkom-

menheit des Liebenden veranlaßt hatte, und ihre Freude darüber war so groß, daß sie ihr selbst in ihrem gegenwärtigen Glück etwas bedeutete. Vielleicht schenkte sie Sir James Chettams Pächterhäusern alles Interesse, das sie für Mr. Casaubon nicht benötigte, oder vielmehr die Symphonie aus hoffnungsvollen Träumen, bewunderndem Vertrauen und leidenschaftlicher Hingabe, die dieser gelehrte Herr in ihrer Seele zum Erklingen gebracht hatte. So geschah es nun, daß der gute Baronet bei seinen künftigen Besuchen, während er Celia unauffällig den Hof zu machen begann, immer größeres Vergnügen an den Unterhaltungen mit Dorothea fand. Sie verhielt sich jetzt gegen ihn völlig ungezwungen und ohne jede Gereiztheit, so daß er allmählich die Annehmlichkeit entdeckte, die in der offenen Freundlichkeit und Kameradschaft zwischen einem Mann und einer Frau liegt, die keine Leidenschaft zu verbergen oder zu gestehen haben.

9

Mr. Casaubons Verhalten hinsichtlich des Ehekontrakts war für Mr. Brooke äußerst befriedigend, und die Vorbereitungen zur Hochzeit verliefen reibungslos und verkürzten dadurch die Wochen der Verlobungszeit. Die Braut sollte ihr künftiges Heim kennenlernen und bestimmen, was sie dort verändert zu haben wünschte. Vor der Hochzeit bestimmt eine Frau, damit sie danach Lust verspürt, sich zu unterwerfen. Und gewiß könnten die Fehler, die wir Sterblichen, seien wir nun männlichen oder weiblichen Geschlechts, begehen, wenn wir unseren Willen durchsetzen, uns in einige Verwunderung darüber versetzen, daß wir es trotzdem so gern tun.

An einem grauen, doch trockenen Novembermorgen

fuhr Dorothea zusammen mit ihrem Onkel und Celia nach Lowick. Mr. Casaubons Heim war das Herrenhaus. Ganz in der Nähe, von einigen Stellen des Gartens aus sichtbar, befand sich die kleine Kirche und ihr gegenüber das alte Pfarrhaus. Zu Beginn seiner Laufbahn hatte Mr. Casaubon nur die Pfründe innegehabt, doch der Tod seines Bruders hatte ihn auch in den Besitz des Herrenhauses gebracht. Dazu gehörte ein kleiner Park mit vereinzelt schönen alten Eichen, und eine Lindenallee führte zur Südwestfront des Hauses hin; ein Graben trennte den Park vom Rasenplatz, so daß der Blick von den Fenstern des Salons ungehindert einen Rasenhang entlangschweifte, bis die Linden sich in Kornfeldern und Viehweiden verloren, die oft im Schein der untergehenden Sonne zu einem See zu zerfließen schienen. Dies war die glückliche Seite des Hauses, denn im Süden und Osten wirkte es sogar in strahlendster Morgensonne recht düster. Die Rasenfläche war hier kleiner, die Blumenbeete zeugten nicht von besonders sorgfältiger Pflege, und hochgewachsene große Baumgruppen, hauptsächlich dunkle Eiben, standen keine zehn Yard von den Fenstern entfernt. Das Haus selbst, aus grünlichem Stein, war im altenglischen Stil erbaut, nicht häßlich, aber mit kleinen Fenstern, und hatte etwas Melancholisches an sich: jene Art Haus, die Kinder, viele Blumen, offene Fenster und kleine Durchblicke auf freundliche Dinge benötigen, um wie ein fröhliches Heim zu wirken. In diesen letzten Herbsttagen, wo nur noch vereinzelt gelbe Blätter langsam auf das dunkle Immergrün in der sonnenlosen Stille herabschwebten, machte auch das Haus den Eindruck herbstlichen Verfalls, und Mr. Casaubon, als er selbst erschien, besaß keine Jugendfrische, die durch diesen Hintergrund noch hätte betont werden können.

›O Gott!‹ sagte sich Celia, ›Freshitt Hall wäre gewiß heiterer gewesen als dies.‹ Sie dachte an den weißen Sand-

stein, die Säulenhalle und die Terrasse voller Blumen, über denen Sir James mit lächelndem Gesicht wie ein Prinz erscheint, der, aus seiner Verzauberung in einen Rosenbusch befreit, hervortritt mit einem rasch aus dem zartest-duftigsten Blütenblatt verwandelten Taschentuch – Sir James, der so angenehm plauderte, stets über vernünftige Dinge und nicht über gelehrtes Zeug. Celia besaß jenen oberflächlichen Jungmädchengeschmack, den ernste, wetterharte Männer zuweilen bei ihren Frauen besonders schätzen; doch Mr. Casaubons Geschmack war glücklicherweise andersgeartet, denn bei Celia hätte er kein Glück gehabt.

Dorothea dagegen fand das Haus und das umgebende Gelände ganz nach ihren Wünschen: die dunklen Bücherregale in der langgestreckten Bibliothek, die Teppiche und Vorhänge mit ihren von der Zeit ausgebleichen Farben, die seltsamen alten Landkarten und Ansichten aus der Vogelperspektive an den Wänden des Korridors, darunter hier und da eine alte Vase, hatten nichts Bedrückendes für sie und schienen ihr heiterer als die Gipsabgüsse und Bilder in Tipton Grange, die ihr Onkel vor langen Jahren von seinen Reisen mitgebracht hatte und die wahrscheinlich den seinerzeit von ihm aufgenommenen Ideen entsprachen. Der armen Dorothea waren die strengen klassischen Nuditäten und geziert lächelnden Renaissance-Corregiositäten in schmerzlicher Weise unverständlich, wie sie in ihre puritanischen Ansichten hineinstarrten. Man hatte sie nie gelehrt, diese Dinge in irgendeine Beziehung zu ihrem Leben zu bringen. Doch die Besitzer von Lowick waren offenbar nicht viel gereist, und Mr. Casaubons Studien über die Vergangenheit waren nicht durch solche Hilfsmittel gefördert worden.

Dorothea ging voll freudiger Erregung im Haus umher. Alles schien ihr geheiligt. Dies sollte das Heim sein, in dem sie als Ehefrau leben würde, und sie blickte mit Augen vol-

ler Vertrauen zu Mr. Casaubon auf, wenn er ihre besondere Aufmerksamkeit auf irgendeine bestehende Anordnung lenkte und sie fragte, ob sie etwas zu verändern wünsche. An seinen Bemühungen um tadellose Ritterlichkeit und formelle Zärtlichkeit fand sie nichts Nachteiliges. Sie füllte alle Lücken mit nicht zutage tretender Vollkommenheit aus, indem sie sein Wesen so deutete, wie sie Werke der göttlichen Vorsehung deutete, und anscheinende Mißklänge mit ihrer eigenen Taubheit für höhere Harmonien erklärte. Und in den Wochen des Brautstandes werden viele Lücken durch ein liebendes Vertrauen mit glücklicher Zuversicht ausgefüllt.

»Nun, meine liebe Dorothea, wollen Sie mir gütigst den Raum bezeichnen, den Sie zu Ihrem Boudoir machen möchten«, sagte Mr. Casaubon und bewies damit, daß seine Kenntnis der weiblichen Natur hinreichte, um dieses Erfordernis einzubeziehen.

»Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, daran zu denken«, erwiderte Dorothea, »aber ich versichere Ihnen, daß es mir lieber wäre, wenn Sie alle diese Dinge für mich entscheiden würden. Ich werde mich viel glücklicher fühlen, wenn ich alles so übernehme, wie es ist – genauso, wie Sie es gewöhnt sind oder wie Sie selbst es bestimmen. Ich habe keine Veranlassung, etwas anderes zu wünschen.«

»Aber Dodo, möchtest du nicht das Erkerzimmer im oberen Stockwerk?« fragte Celia.

Mr. Casaubon führte sie dorthin. Das Erkerfenster blickte auf die Lindenallee hinab. Die Einrichtung war ganz in verblichenem Blau, und an der Wand hing eine Reihe Miniaturen von Damen und Herren mit gepudertem Haar. Ein Gobelin über der Tür zeigte ebenfalls eine blau-grüne Welt mit einem bleichen Hirsch darin. Die Stühle und Tische waren dünnbeinig, und man konnte sie leicht umwerfen. Es war ein Zimmer, in dem man sich vorzustel-

len vermochte, daß der Geist einer enggeschürzten Dame an die Stätte ihrer Stickerei zurückkehrte.

Ein zierlicher Bücherschrank, der in Kalbleder gebundene Duodez-Bände galanter Literatur enthielt, vervollständigte die Einrichtung.

»Ja, das wäre ein hübsches Zimmer mit neuen Tapeten, Sofas und dergleichen«, meinte Mr. Brooke. »Ein bißchen kahl jetzt.«

»Nein, Onkel«, widersprach Dorothea eifrig. »Sprich bitte nicht davon, hier irgend etwas zu verändern. Es gibt so viele andere Dinge auf der Welt, die der Veränderung bedürfen. Mir gefällt das alles so, wie es ist. Und Ihnen auch, nicht wahr?« fügte sie, Mr. Casaubon anblickend, hinzu. »Dies war vielleicht das Zimmer Ihrer Mutter, als sie jung war.«

»So ist es«, bestätigte er mit dem ihm eigenen langsamen Neigen des Kopfes.

»Dies ist Ihre Mutter«, sagte Dorothea, die sich der Miniaturengruppe zugewandt hatte und sie betrachtete. »Es gleicht dem kleinen Bildchen, das Sie mir brachten – nur ein besseres Porträt, würde ich denken. Und dieses gegenüber, wer ist das?«

»Ihre ältere Schwester. Sie waren, wie Sie und Ihre Schwester, die einzigen Kinder ihrer Eltern, die darüber hängen, sehen Sie?«

»Die Schwester ist hübsch«, meinte Celia, womit sie andeutete, daß sie von Mr. Casaubons Mutter eine nicht so günstige Meinung hatte. Daß er aus einer Familie stammte, deren Mitglieder einst alle jung gewesen waren – die Damen trugen Halsketten –, eröffnete für Celias Phantasie neue Perspektiven.

»Es ist ein eigenartiges Gesicht«, sagte Dorothea, während sie das Bild aus der Nähe betrachtete. »Diese eng beieinanderstehenden, tiefliegenden grauen Augen – die

feine, unregelmäßige Nase mit einer Art Wellenlinie in der Mitte – und all die in den Nacken hängenden gepuderten Locken. Im ganzen gesehen scheint es mir eher eigenartig als hübsch. Es besteht nicht einmal eine Familienähnlichkeit zwischen ihr und Ihrer Mutter.«

»Nein. Und auch ihre Schicksale waren ganz verschieden.«

»Sie haben sie mir gegenüber nie erwähnt«, fuhr Dorothea fort.

»Meine Tante ging eine unglückselige Ehe ein. Ich habe sie nie gesehen.«

Dorothea wunderte sich zwar etwas, fühlte jedoch, daß es mangelndes Zartgefühl beweisen würde, wenn sie gerade jetzt um eine Auskunft bäte, die Mr. Casaubon nicht von sich aus gab, und wandte sich zum Fenster, um die Aussicht zu bewundern. Die Sonne war gerade durch das Grau gebrochen, und die Lindenallee warf Schatten.

»Wollen wir jetzt nicht in den Garten gehen?« fragte Dorothea.

»Du würdest doch auch gern die Kirche sehen«, meinte Mr. Brooke. »Es ist eine drollige kleine Kirche. Und das Dorf! Es liegt alles wie in einer Nußschale. Dir wird es übrigens gefallen, Dorothea; denn die Pächterhäuser sehen wie eine Reihe kleiner Altersheime aus – Gärtchen, Levkojen und dergleichen.«

»Ach ja, bitte, ich möchte das alles gern sehen«, sagte Dorothea und blickte dabei Mr. Casaubon an. Sie hatte von ihm über die Lowicker Pächterhäuser nichts Genaueres erfahren, als daß sie ›nicht übel‹ wären.

Bald schritten sie einen Kiesweg entlang, der hauptsächlich von Rasen und Baumgruppen gesäumt und der nächste Weg zur Kirche war, wie Mr. Casaubon erklärte. An der kleinen Pforte, die auf den Kirchhof führte, gab es einen kurzen Aufenthalt, während Mr. Casaubon zum

nahen Pfarrhaus ging, um einen Schlüssel zu holen. Celia, die etwas zurückgeblieben war, trat sogleich heran, als sie sah, daß Mr. Casaubon sich entfernt hatte, und sagte in ihrem leichten Stakkato, das den Verdacht einer boshaften Absicht stets zu entkräften schien. »Weißt du, Dorothea, ich habe einen sehr jungen Mann einen Gartenweg entlangkommen sehen.«

»Ist das erstaunlich, Celia?«

»Vielleicht ein junger Gärtner, weißt du – warum nicht?« meinte Mr. Brooke. »Ich habe Casaubon gesagt, er solle sich einen anderen Gärtner nehmen.«

»Nein, kein Gärtner«, widersprach Celia, »ein Herr mit einem Skizzenbuch. Er hatte hellbraunes lockiges Haar. Ich habe ihn nur von hinten gesehen. Aber er war sehr jung.«

»Vielleicht der Sohn des Hilfsgeistlichen«, erklärte Mr. Brooke. »Ah, da ist ja Casaubon wieder, und Tucker mit ihm. Er wird uns mit Tucker bekannt machen. Ihr kennt Tucker noch nicht.«

Mr. Tucker, ein Mann in mittleren Jahren, war der Hilfspfarrer, zur »niedereren Geistlichkeit« gehörend, die meist keinen Mangel an Söhnen hat. Doch nachdem er vorgestellt war, kam das Gespräch nicht auf seine Familie, und das überraschende Erscheinen von Jugendlichkeit wurde von allen außer von Celia vergessen. Es widerstrebte ihr zu glauben, daß die hellbraunen Locken und die schlanke Gestalt in irgendeiner verwandtschaftlichen Beziehung zu Mr. Tucker stehen könnten, der ganz so abgenutzt und verschimmelt aussah, wie sie sich Mr. Casaubons Hilfspfarrer vorgestellt hatte; zweifellos ein vortrefflicher Mann, der einst in den Himmel kommen würde (denn Celia wollte nicht unchristlich sein), aber seine Mundwinkel waren so unangenehm. Celia dachte mit einiger Niedergeschlagenheit an die Zeit, die sie als Brautjungfer in Lowick zuzu-

bringen hatte, wo der Hilfsgeistliche wahrscheinlich keine reizenden kleinen Kinder besaß, die sie, unabhängig von der Religion, gern haben könnte.

Mr. Tucker erwies sich von unschätzbarem Wert auf ihrem Spaziergang, und vielleicht hatte Mr. Casaubon das vorausbedacht, denn der Hilfsgeistliche konnte alle Fragen Dorotheas bezüglich der Dorfbewohner und der übrigen Gemeindemitglieder beantworten. Allen in Lowick gehe es gut, versicherte er ihr; kein Bewohner jener Doppelhäuschen zu niedriger Miete, der nicht ein Schwein hielt, und die schmalen Gärten hinter dem Haus waren wohlgepflegt. Die kleinen Jungen trügen Kordhosen von ausgezeichneter Qualität, die Mädchen verdingten sich als schmucke Dienstmädchen oder beschäftigten sich zu Hause mit Strohflechten: keine Taugenichtse hier, keine Dissenter; und obgleich man allgemein mehr dazu neigte, sich eher ums Geld als um die geistlichen Dinge zu bekümmern, so würde das Laster kaum in Erscheinung treten. Die gesprenkelten Hühner waren so zahlreich, daß Mr. Brooke bemerkte: »Ihre Pächter lassen etwas Gerste für die Frauen zum Ährenlesen zurück, wie ich sehe. Die armen Leute hier könnten ihr Huhn im Topf haben, wie es der gute französische König seinem ganzen Volk zu wünschen pflegte. Die Franzosen essen eine Menge Hühner – magere Hühner, wissen Sie.«

»Ich finde an diesem Wunsch nichts Besonderes«, erklärte Dorothea unwillig. »Sind denn Könige solche Ungeheuer, daß ein Wunsch wie dieser als königliche Tugend gilt?«

»Und wenn er ihnen ein mageres Huhn wünschte, so wäre das nicht nett«, sagte Celia. »Aber vielleicht wünschte er ihnen fette Hühner.«

»Ja, aber das Wort steht nicht mehr im Text oder war vielleicht ›subauditum‹, das heißt, der König hatte es im

Sinn, sprach es aber nicht aus«, meinte Mr. Casaubon lächelnd, wobei er den Kopf Celia zuwandte, die sogleich etwas zurückwich, da sie es nicht ertragen konnte, wenn Mr. Casaubon sie anblinzelte.

Dorothea versank auf dem Rückweg zum Haus in Schweigen. Sie fühlte eine gewisse Enttäuschung, deren sie sich jedoch schämte, daß es in Lowick nichts für sie zu tun gab; und in den nächsten Minuten hatte sie im Geist die Möglichkeit überblickt, die sie vorgezogen hätte: daß ihr Heim sich in einer Pfarrgemeinde befände, die größeren Anteil am Elend der Welt hätte, so daß sich dort wichtigere Aufgaben für sie ergäben. Dann besann sie sich wieder auf die tatsächlich vor ihr liegende Zukunft und malte sich aus, wie sie sich in noch selbstloserem Eifer Mr. Casaubons Vorhaben widmen wolle und darin neue Aufgaben finden werde, von denen sich viele ihr erst durch das höhere Wissen eröffnen würden, zu dem sie in der Gemeinschaft mit ihm gelangen würde.

Mr. Tucker verabschiedete sich bald von ihnen, da es ihm einige geistliche Pflichten unmöglich machten, im Herrenhaus mit ihnen zu speisen, und als sie den Garten wieder durch die kleine Pforte betraten, bemerkte Mr. Casaubon: »Sie scheinen ein wenig traurig zu sein, Dorothea. Ich hoffe doch, daß Ihnen gefallen hat, was Sie gesehen haben.«

»Ich fühle etwas, was vielleicht töricht und unrecht ist«, erwiderte Dorothea in ihrer gewohnten Offenheit, »ich wünschte fast, daß mir für die Leute hier mehr zu tun bliebe. Ich kannte bisher so wenige Möglichkeiten, meinem Leben einen Sinn zu geben. Allerdings sind meine Vorstellungen von Nützlichkeit notwendigerweise begrenzt. Ich muß neue Wege finden lernen, um den Menschen zu helfen.«

»Zweifellos«, bestätigte Mr. Casaubon. »Jeder Platz im

Leben ist mit entsprechenden Pflichten verbunden. Der Ihre als Herrin von Lowick wird, dessen bin ich sicher, kein solches Verlangen unerfüllt lassen.«

»Das glaube ich allerdings auch«, sagte Dorothea ernst.
»Bitte, denken Sie nicht, daß ich traurig bin.«

»Dann ist es gut. Doch falls Sie nicht müde sind, wollen wir einen anderen Weg zum Haus einschlagen als den, auf dem wir hergekommen sind.«

Dorothea war keineswegs müde, und so machte man einen kleinen Umweg zu einer besonders schönen Eibe, der traditionellen Zierde des Gartens auf dieser Seite des Hauses. Als sie sich dem Baum näherten, bemerkten sie eine Gestalt, die sich von einem dunklen Hintergrund von immergrünen Pflanzen abhob; sie saß auf einer Bank und zeichnete den alten Baum. Mr. Brooke, der mit Celia voranging, wandte den Kopf zurück und fragte: »Wer ist der junge Bursche, Casaubon?«

Sie waren bereits ganz nahe herangekommen, als Casaubon antwortete: »Das ist ein junger Verwandter von mir, ein Vetter zweiten Grades«, und zu Dorothea blickend, fuhr er fort, »der Enkel ebender Dame, deren Porträt Sie besondere Beachtung geschenkt haben: meiner Tante Julia.«

Der junge Mann hatte sein Skizzenbuch niedergelegt und war aufgestanden. Die dichten hellbraunen Locken sowie sein jugendliches Aussehen identifizierten ihn sogleich als die Person, die Celia gesehen hatte.

»Dorothea, darf ich Ihnen meinen Vetter, Mr. Ladislaw, vorstellen. Will, das ist Miss Brooke.«

Der Vetter stand jetzt so nahe vor ihr, daß Dorothea, als er seinen Hut zog, ein ziemlich eng beieinanderstehendes graues Augenpaar, eine feine, unregelmäßige Nase mit einer leichten Wellenlinie und in den Nacken herabfallendes Haar sehen konnte; doch Mund und Kinn waren ausgeprägter, herausfordernder als auf der Miniatur der Groß-

mutter. Der junge Ladislaw hielt es nicht für erforderlich zu lächeln, als wäre er entzückt, die Bekanntschaft seiner künftigen Kusine zweiten Grades und ihrer Verwandten zu machen, sondern zeigte eher einen Ausdruck schmolender Unzufriedenheit.

»Sie sind Künstler, wie ich sehe«, sagte Mr. Brooke, indem er den Skizzenblock aufnahm und in seiner unbekümmerten Art darin blätterte.

»Nein, ich skizziere nur ein wenig. Es ist nichts, was sich anzusehen lohnt«, meinte der junge Ladislaw, wobei er vielleicht mehr aus Gereiztheit als aus Bescheidenheit errötete.

»Na, lassen Sie nur, das ist schon ganz hübsch. Ich habe mich selbst früher ein wenig darin versucht, wissen Sie. Seht mal dies hier! Das nenne ich eine hübsche Sache, mit ›brio‹ hingeworfen, wie wir zu sagen pflegten.« Mr. Brooke hielt den beiden Mädchen eine große farbige Zeichnung hin, einen steinigen Grund mit Bäumen und einem kleinen Teich.

»Ich kann so etwas nicht beurteilen«, sagte Dorothea nicht frostig, aber mit entschiedener Zurückweisung der Anrufung ihres Urteils. »Du weißt, Onkel, ich sehe nie die Schönheit dieser Bilder, die deiner Meinung nach so sehr zu loben sind. Sie sprechen eine Sprache, die ich nicht verstehe. Wie ich annehme, besteht eine Beziehung zwischen Bildern und Natur, die zu erkennen ich zu unwissend bin – ebenso wie du den Sinn eines griechischen Satzes verstehst, der für mich nichts bedeutet.« Dabei blickte Dorothea zu Mr. Casaubon auf, der den Kopf zu ihr hinneigte, während Mr. Brooke mit unbekümmertem Lächeln sagte: »Du lieber Himmel, wie verschieden doch die Menschen sind! Aber du hast einen schlechten Unterricht genossen, weißt du – denn das ist gerade etwas für Mädchen: Zeichnen, die schönen Künste und so weiter. Doch du hast dich

dem Zeichnen von Bauplänen gewidmet, du verstehst nichts von ›morbidezza‹ und dergleichen. Sie werden mich besuchen, hoffe ich, und ich will Ihnen dann zeigen, was ich auf diesem Gebiet getan habe«, fuhr er, zu dem jungen Ladislaw gewandt, fort, der ganz in die Betrachtung Dorotheas versunken war und erst herausgerissen werden mußte. Ladislaw hatte die Überzeugung gewonnen, daß sie ein unliebenswürdiges Mädchen sein mußte, da sie Casaubon heiraten wollte, und was sie über ihre Unempfänglichkeit hinsichtlich Bildern geäußert hatte, würde ihn in seiner Meinung noch bestärkt haben, wenn er ihr geglaubt hätte. So aber hielt er ihre Worte für eine versteckte Verurteilung und war sicher, daß sie seine Zeichnung abscheulich fand. Ihre Entschuldigung klang allzu geschickt: sie lachte insgeheim sowohl über ihren Onkel als auch über ihn. Aber welch eine Stimme! Sie klang wie die Stimme einer Seele, die einst in einer Äolsharfe gelebt hatte. Dies mußte einer der Widersprüche der Natur sein. In einem Mädchen, das Casaubon heiraten würde, konnte keine Leidenschaft wohnen. Doch er wandte sich von ihr ab und verlieh seinem Dank für Mr. Brookes Einladung mit einer Verneigung Ausdruck.

»Wir werden gemeinsam meine italienischen Kupferstiche durchblättern«, fuhr der gutherzige Mann fort. »Ich besitze eine Menge von diesen Dingen, und ich habe sie seit Jahren nicht mehr hervorgeholt. Man setzt in dieser Gegend hier Rost an, wissen Sie. Nicht Sie, Casaubon, Sie bleiben Ihren Studien treu; aber meine besten Ideen gehen dabei unter – werden nicht gebraucht, wissen Sie. Ihr gescheiterten jungen Leute müßt euch vor Trägheit hüten. Ich war zu träge, wissen Sie, sonst hätte ich vielleicht seinerzeit etwas erreicht.«

»Das ist eine Mahnung zur rechten Zeit«, meinte Mr. Casaubon, »aber nun wollen wir unseren Weg fortsetzen,

